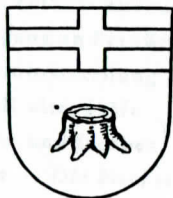




Stadtarchiv
Paderborn

Stukenbrock

Geschichte eines Sennedorfes



*Aus Anlaß des 800jährigen Bestehens
der Gemeinde Stukenbrock*

HERAUSGEGEBEN VON JOHANNES STIEWE

VERLAG BONIFACIUS-DRUCKEREI PADERBORN

Inv.-Nr.
4603

I N H A L T S Ü B E R S I C H T

5	Inhaltsübersicht
7	Vorwort
9	Einleitung
11	Die Entstehung des Bodens
14	Die Senne in vor- und frühgeschichtlicher Zeit
16	„Die wüste Senne ehemals“
18	Die Besiedlung unseres Ortes
18	<i>Erste Siedlung in Brechtme</i>
22	„Des Bischofs Neubauern“
25	<i>Der Vogthof in Stukenbrock wird namengebend für den Ort</i>
26	„Alte Höfe“ in Stukenbrock
29	<i>Neues Wachsen</i>
32	Von Fürstbischöfen und Vögten
32	<i>Der Bischof wird Landesherr</i>
34	<i>Die fürstbischöflichen Vögte</i>
37	<i>Stukenbrock als Grenzort</i>
38	Die bäuerlichen Verhältnisse
38	<i>Grund- und landesherrliche Abgaben</i>
42	<i>Die bäuerliche Wirtschaft</i>
44	<i>Kindesteile und Brautschätze</i>
46	<i>Leibzucht und Altenteil</i>
47	<i>Hudgerechtigkeiten und Hudekrieg</i>
50	<i>Die Jagdverhältnisse</i>

52	Von Kirchen und Geistlichen
52	<i>Gründung der Pfarrei und der Kirche</i>
54	<i>Von Pastören und Kaplänen</i>
59	<i>Die Stukenbrocker Pfarrkirche und ihre Kunstwerke von Dr. Wilhelm Tack</i>
75	Die Entwicklung des Schulwesens
75	<i>Küster als Lehrer</i>
78	<i>Die „Neue Schule“ und ihre Lehrer</i>
80	<i>Die Forellschule und die Brinkschule</i>
82	Der Dreißigjährige und der Siebenjährige Krieg
VON 1800 BIS ZUR GEGENWART	
85	Eine neue Zeit im Anbruch
86	Der Übergang an Preußen und die Franzosenzeit
89	Die Gemeinheitsteilung
91	Der Verfall alter Höfe
91	Vom Leben und Sterben. – Seuchentod
95	Notzeiten. – Die Flachsspinnerei
97	Altes Senneland (<i>Gedicht von Margarete Windhorst</i>)
98	Von unseren Ziegelbäckern
99	Die Leiter der Gemeinde
101	Als der Großvater die Großmutter nahm
104	In die Gegenwart
116	Hausinschriften
119	Schlusswort
120	Quellenverzeichnis

Stukenbrock kann im Jahre 1953 sein 800jähriges Bestehen feiern. Das entspricht allerdings nur mit gewissem Vorbehalt der geschichtlichen Wahrheit, denn es bestand ohne allen Zweifel in seinen Anfängen schon vor 1153. Aus diesem Jahre aber stammt seine erste (bisher bekannte) urkundliche Erwähnung, und zwar unter dem alten Ortsnamen „Brechtme“, der später vom heutigen Stukenbrock verdrängt wurde.

Wenn der Gedanke einer Jubiläumsfeier allgemein Anklang gefunden hat, so soll damit nicht der heute herrschenden Sucht nach Festfeiern Vorschub geleistet werden, sondern er entspricht der richtigen Erkenntnis von der Notwendigkeit, wie im Leben des Einzelnen so auch im Gemeinschaftsleben Ruhepunkte einzulegen, Tage der Rückschau und der Besinnung. Und dazu liegt in der heutigen Zeit mehr denn je Anlaß vor. Der Gedanke der Heimat, deren Weckung und Pflege von den Heimatbänden und -vereinen immer wieder gefordert wird, weil man in ihm Quelle und Antrieb aller bürgerlichen Tugenden, ja echten Menschentums sieht, ist uns Heutigen durch die Zerstörung deutscher Heimstätten und durch den Raub deutscher Heimatgebiete wieder eindringlich zu Gemüte geführt worden. „Weh dem, der keine Heimat hat!“ Unsere Ausgebombten und Heimatvertriebenen haben dies Wort in seiner ganzen Grausamkeit erfahren. Unsere Heimat und unsere Lebensgrundlagen sind uns durch eine gnädige Fügung des Himmels erhalten geblieben. Wir wollen uns dessen freuen,

aber in dankbarer und stiller Freude, angesichts der großen Zerstörungen und Verluste in unserm Vaterland, das unser aller Heimat ist.

Das ist auch der Sinn der vorliegenden Schrift. Sie will darüber hinaus zeigen, daß unser Heimatort von den Wechselfällen in seiner Geschichte nicht verschont geblieben ist und sich durch harte Arbeit und durch den gesunden Sinn seiner Bürger immer wieder emporgearbeitet hat. Möge die Erinnerung daran den Stukenbrockern daheim und seinen Kindern in der Fremde, in deren Herzen vielleicht noch ein Fünkchen Heimweh brennt, die Heimat von neuem lebendig werden lassen.

Ein Grußwort auch an unsere Mitbürger, die ihre Heimat verloren haben und deren Verlust schmerzlich beklagen.

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, allen zu danken, die mich bei der Herausgabe dieses Heimatbuches mit Rat und Tat unterstützt haben. Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Wilhelm Tack für seinen Aufsatz „Die Stukenbrocker Pfarrkirche und ihre Kunstwerke“ und der Gemeindevertretung Stukenbrock für die bereitwillige Übernahme der Druckkosten.

Stukenbrock, im Jahre 1953

Johannes Stiewe



1. Heidelandschaft auf der Forellsen

EINLEITUNG

Dort, wo inmitten der braunen Heide die klaren Wasser der Ems dem Boden entquellen und die Höhen des Teutoburgers Waldes herübergrüßen, liegt als nördlichster Ort des Kreises Paderborn das Sennedorf Stukenbrock.

Mit einer Länge von ungefähr 10 und einer durchschnittlichen Breite von 4 km bedeckt es die beachtliche Fläche von 42,66 qkm. Bei der Volkszählung am 13. 9. 1950 wurden einschließlich der Evakuierten und Heimatvertriebenen 4554 Einwohner gezählt, das sind rund 107 Einwohner auf 1 qkm.

Die wirtschaftliche Grundlage des Ortes bildet die Landwirtschaft, doch findet ein großer Teil der Bewohner in der Industrie des Ortes und der näheren Umgebung seinen Lebensunterhalt.

Weit zerstreut liegen die einzelnen Gehöfte über die ganze Fläche verteilt, nur in der Nähe der alten Kirche rücken die Häuser enger zusammen.

Im Gemeindegebiet selbst hat die Heide zum größten Teil Äckern und Kiefernforsten Platz machen müssen, aber seitab zum „Berge“ hin atmen noch weite, unberührte Heideflächen den Frieden der Einsamkeit.

Die Naturschutzgebiete „Furlbachtal“ und „Kipshagener Teiche“, einsame Wald- und Heidewege laden zu Wanderung und stiller Naturbeobachtung ein. In tief eingeschnittenen Tälern glitzern die Wellen kristallklarer Bäche.

Alte Bauernhäuser liegen versteckt in einem Kranz mächtiger Eichen. Ihre altersgrauen Inschriften, einsame Hünengräber und moosumgrünte Grenzsteine wissen aus alten Zeiten zu erzählen. Es lohnt sich, den ganzen Schleier der Vergangenheit zu heben, der die längst vergangenen Tage von Brechtme verhüllt und die alten Bauerngeschlechter, die vor vielen Sommern über die braune Heide geschritten sind, an sich vorüberziehen zu lassen.

Sehen wir da nicht die Steinzeitmenschen im Fellschurz mit dem Steinbeil bewaffnet im Kampf mit Bär und Wolf? Setzen dort nicht Germanen die Asche ihres gefallenen Helden in einem Hünengrab bei, und ziehen hier nicht römische Kohorten und fränkische Krieger vorbei? Hören wir nicht das Gewieher der freien Sennepferde, und steigt nicht der Rauch auf von den durch verwilderte Kriegsknechte des Dreißigjährigen Krieges in Brand gesteckten Gehöften? Lagert dort nicht der Heerwurm des Siebenjährigen Krieges, und wird weiterab nicht ein seltsamer Krieg geführt zwischen Stukenbrock und Augustdorf und Haustenbeck, deren Bewohner mit Forken und Schuten gegeneinander streiten, sich gegenseitig die Ochsen ausspannen, das Vieh pfänden und zum Pfandstalle fort-treiben? Reitet dort nicht der Fürstbischof mit großem Gefolge und kläffender Meute zur Jagd?

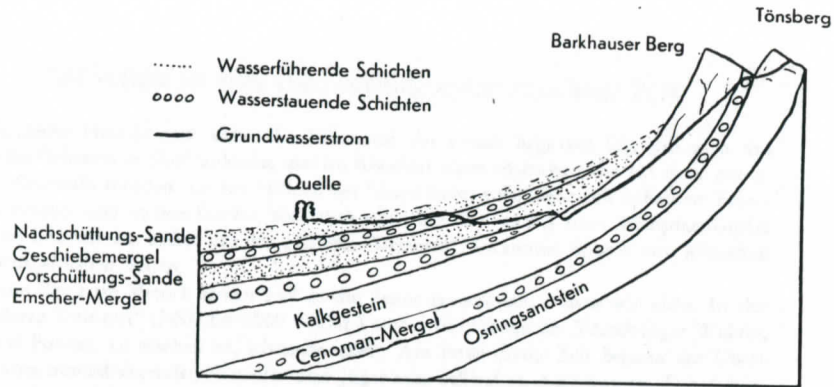
Diese und andere Bilder ziehen an unserm geistigen Augen vorüber und geben uns Kunde vom Leben vergangener Tage.

DIE ENTSTEHUNG DES BODENS

Wenn man die Geschichte unseres Dorfes verstehen will, so muß man vom Boden ausgehen, auf dem es gewachsen ist. Der Boden ist die Grundlage menschlichen Lebens. Er bietet uns nicht nur die Nahrung und ist Voraussetzung für Wohlstand und Armut seiner Bewohner, er formt auch den Menschen, seine Lebensgewohnheiten und Sitten. Seine Güte oder Minderwertigkeit sind entscheidend für frühe oder späte Besiedlung.

Der Boden der Senne besteht aus einer Sandschicht, die am Rande des Teutoburger Waldes eine Dicke von etwa 30 Meter hat, im Abfall nach Westen abnimmt und sich in der Linie Sande — Schloß-Holte allmählich verliert. Darunter befindet sich eine Mergel- und Kalkschicht, die im Bokelvenn, in den Steinbrüchen von Eikenbusch und Bokelmeier, wie eine Insel durch das Sandmeer hindurchragt. Inmitten von Heide und Kiefern wachsen hier Buchen, die dem Bokelhof seinen Namen gegeben haben. Diese Schichten sind die Ablagerungen eines vor Jahrmillionen unsere Heimat bedeckenden Meeres, nach der andern Orts abgelagerten Kreide Kreidemeer genannt. Darin lebten Seeigel, deren Versteinerungen hier noch oft gefunden und vom Volksmunde als Judenherzen bezeichnet werden, Muscheln, Ammoniten, Tintenfische und Seelilien. Jahrtausende lagerten Bäche und Flüsse Sand- und Kalkteilchen im Kreidemeer ab, die mit den abgestorbenen Tier- und Pflanzenresten mächtige Gesteinsschichten bildeten. Durch die Schrumpfung der Erde brachen diese durch und falteten sich zum Teutoburger Wald auf, während sie in der Senne, abgesehen von der Aufsattelung im Bokelvenn, ihre ursprüngliche Lage beibehielten.

Die nun folgende Eiszeit gab der Senne ihr heutiges Gepräge. Ein starkes Sinken der Temperaturen, verbunden mit großen Niederschlägen, führten zu einer Vereisung, wie sie noch heute auf Grönland besteht. Das Eis, das auf den Hochgebirgen Skandinaviens sich auftürmte, lag nicht ein für allemal fest, sondern schob sich langsam vorwärts. Jedes Schnee- und Eisteilchen brauchte, bis es den langen Weg hinter sich gebracht hatte, vielleicht Zehntausende von Jahren. Darüber gibt uns keine geschichtliche Nachricht Kunde, wir können das nur aus ihren Wirkungen erschließen. Dem vorrückenden Gletscher bildeten selbst die seichte Nord- und Ostsee sowie die Erhebung des Teutoburger Waldes kein Hindernis. Durch den ungeheuren Druck der Eis- und Schneemassen wurde der Boden aufgewühlt. Das losgerissene Gesteinsmaterial setzte sich in der Sohle des Gletschers fest, wurde mitgeschleift und auf seiner langen Wanderung je nach Gesteinsart zu feinkörnigem Sand oder Lehm zerrieben. Große in das Eis eingelagerte Granitblöcke widerstanden häufig dem Druck des Gletschers. Wir kennen sie heute als erratische Blöcke oder Findlinge, da man lange Zeit nicht wußte, woher sie gekommen waren. Die Gletscher drangen bis zum Haarstrang und der Erhebung der Paderborner Hochfläche vor. In der Senne, ungefähr zwischen den Orten Stukenbrock, Schlangen und Paderborn, bildete sich aus irgendwelchen Gründen eine eisfreie Bucht, in die sich die Schmelzwasser ergossen und den mitgeführten Sand, der zum größten Teil der Verwitterungsschutt des Sandsteinzuges des Teutoburger Waldes sein wird, ablagerten.



2. Skizze zu den Boden- und Grundwasserverhältnissen der Senne (nach Maasjost)

Als nun das Eis mit dem Eintritt eines wärmeren Klimas endgültig abschmolz, blieb der mitgeführte Gletscherschutt liegen. Die Schmelzwasser schwemmten vielfach die lehmigen Bestandteile aus, lagerten sie anderswo wieder ab, bedeckten sie von neuem mit Sand und formten überhaupt durch Einebnung das Gesicht der heutigen Sennelandschaft. Den sogenannten Geschiebemergel finden wir in Stukenbrock in dem Höhenrücken, der sich von Welschhof quer durch die Gemeinde nach Schloß-Holte und Bornholte hinzieht. Die Ziegeleien verraten schon von weitem den tonigen Untergrund. Die unter dem Geschiebemergel lagernden Sandmassen werden Vorschüttungs-, die aufgelagerten Nachschüttungssande genannt.

Da der Leimboden fruchtbarer als der Sand ist, überrascht es nicht, daß diese Teile der Gemeinde am ersten besiedelt worden sind und sich dort die größten Höfe befinden.

Ehe durch Samenflug sich das Heidekraut ansiedelte und den losen Sand zwischen seine festen Wurzeln nahm, hatte der Wind Zeit, ihn zu hohen Dünen aufzuwirbeln, die der bis dahin ebenen Landschaft einen neuen Zug verliehen. Heute sind es die Kräfte des fließenden Wassers, unsere Flüsse und Bäche hauptsächlich, die durch Austiefung ihrer Wasserrinne, durch Schaffung von breiten Talmulden, durch Abtragung hier und Überflutungen und Ablagerungen dort, die Oberfläche des Bodens kaum merklich, aber stetig verändern.

Der Pflanzenwuchs veränderte im Laufe der Zeit die Beschaffenheit des Sandbodens in eigenartiger Weise. Die verwesenden Pflanzen bilden Humussäure, die mit dem Regenwasser in den Boden sickert und die Eisenverbindung des gelben Sandes auflöst. Jedes Sandkörnchen ist nämlich von einer dünnen Schicht Eisenoxyd umgeben, die ihm die gelbe Farbe gibt. Durch den Entzug entsteht der grausilbrige Bleichsand. Die gelösten Eisenverbindungen setzen sich in gewisser Tiefe wieder ab und kitten den Sand zu dem festen Ortstein zusammen.

Der wasserundurchlässige Ortstein hier und toniger Untergrund anderswo verhindern ein Einsickern des Wassers in den Boden und führten zur Bildung von Brüchen und Sümpfen, Kennzeichen der früheren Sennelandschaft.

Aus den Eisenverbindungen des Sandes ist auch das Raseneisenerz entstanden, das man früher in den „Eisenkiuhlen“ bei Trapphofs gegraben hat und auf dessen Vorkommen die Anfänge der Holter Hütte zurückzuführen sind.

Die „trockene Senne“ ist reich an Quellen und Bächen. In Stukenbrock sind es neben der auf der Wiese des Bauern Dannenbäumer auf der Moosheide entspringenden Ems der Furl- und Bärenbach, Rahmke, Wehr-, Öl-, Kirch- und Landerbach. Diese verwunderliche Tatsache ist auf die verhältnismäßig hohen Niederschläge und die Eigenart des Bodens zurückzuführen. Der Sand läßt die Niederschläge leicht im Boden versickern. Das Wasser kommt auf dem wasserundurchlässigen Emschermergel zur Stauung und drängt zur Oberfläche, indem es den Geschiebemergel umfließt oder an geeigneten Stellen durchbricht. Das starke Aufwallen bei Kirch- und Ölbadquelle (Bullerwelle) zeigt, daß das Wasser unter einem gewissen Druck steht.

Neben den Naturkräften Wind und Wasser, die wie in der Vergangenheit auch heute noch unablässig am Landschaftsbild der Senne formen, war es der Mensch, der durch Entwässerung der Sümpfe, Kultivierung, Abtragung von Dünen und Bachregulierungen den Boden nach seinen Bedürfnissen gestaltete.

3. Emsquelle auf dem Besitztum des Bauern Dannenbäumer auf der Moosheide zu Stukenbrock



DIE SENNE IN VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHER ZEIT

Als unsere Heimat noch unter den Eismassen der Eiszeit begraben lag, gab es in den eisfreien Gebieten in Südfrankreich und im Rheintal schon Menschen, die auf einer gewissen Kulturstufe standen. In den Höhlen des Sauerlandes gefundene roh behauene Faustkeile, Schaber und andere Geräte, aber auch schon die Gravierung eines Wildpferdkopfes sind die ältesten uns bisher aus der „Älteren Steinzeit“ bekannten Spuren von Menschen auf westfälischem Boden.

Wann der erste Mensch seinen Fuß in die Senne gesetzt hat, wissen wir nicht. In der „Mittleren Steinzeit“ (7000 bis 3000 v. Chr.) waren die Hänge des Teutoburger Waldes, wie aus Funden zu ersehen ist, schon besiedelt. Am Ende dieser Zeit begann der Übergang vom nomadisierenden Sammler und Jäger zum sesshaften Ackerbauern. Der Ackerbau wurde zunächst als Hackbau betrieben, indem man den Boden mit einer Hacke aus einem Hirschgeweih auflockerte und mit Urgerste und Hirse bestellte. Vor einigen Jahren hat man in Neuhaus eine guterhaltene Hirschhornhacke im Kies der Lippe gefunden. Sie ist unser ältestes, ungefähr 5000 Jahre altes Ackergerät. An Stelle des Faustkeils trat jetzt das geschäftete, aber noch nicht durchbohrte Steinbeil.

In der nun folgenden „Jüngerer Steinzeit“ (3000 bis 1800 v. Chr.) läßt sich der Mensch auch in unserm Gemeindegebiet durch Funde nachweisen. Es war die Zeit des ältesten sesshaften Bauerntums. Sie war die in ihren Folgen wichtigste Periode der Vorgeschichte, in der sich die Völker und Kulturen bildeten. Die grundlegende Neuerung, die erst die volle Sesshaftigkeit ermöglichte, war der Übergang vom Hackbau zur Bewirtschaftung mit dem gezogenen Pflug. Dieser „Pflug“ war anfangs ein kräftiger, zugerichteter Wurzelhaken mit Führungsstab.

Die Sesshaftigkeit führte notgedrungen zum Bau von Wohnungen, in der Form von Hütten, die mit Schilf oder Plaggen bedeckt wurden. Die Pfosten setzte man zunächst nicht auf eine waagerechte Schwelle, sondern einzeln schräg wie Dachsparren in den Boden. Bei Ausgrabungen heben sie sich deutlich als schwarze Flächen vom unverfärbten, gewachsenen Boden ab. Durch Zufall hat man im Jahre 1927 im Bokelvenn auf einer ins obere Kirchbachtal vorspringenden Landspitze (Besitzer Jäger) eine solche steinzeitliche Siedlung gefunden. Bei der Urbarmachung fand der Besitzer eine Handmühle aus vulkanischem Basaltuff, wie sie in vorgeschichtlicher Zeit bei Mayen in der Eifel „fabrikmäßig“ hergestellt und ausgeführt wurden. Sie befindet sich jetzt im Landesmuseum in Detmold.

Mit dem Ackerbau traten fast alle unsere Haustiere auf, zunächst der Hund, dann Rind, Schwein, Schaf, Ziege und Pferd.

An andern Orten gefundene Spinnwirtel und Webgewichte lassen erkennen, daß Flachs und Wolle schon zu Bekleidung verarbeitet wurden.

Auch die Töpferkunst war schon bekannt, Zeuge dafür ist ein im Altertumsmuseum in Naderborn befindlicher, in der Senne in einem Grabe gefundener Glockenbecher, mit

feinen Einpunktierungen in waagerechten Zierbändern, einer der feinsten seiner Art in Deutschland.

Eine wesentliche Neuerung der Jungsteinzeit war die Verbesserung der Steinwaffen und -geräte. Um eine größere Schärfe der Steinbeile zu erzielen, wandte man den Steinschliff an, und statt der bisherigen Schäftung, die den Stein mit Tiersehnen festmachte, durchbohrte man ihn.

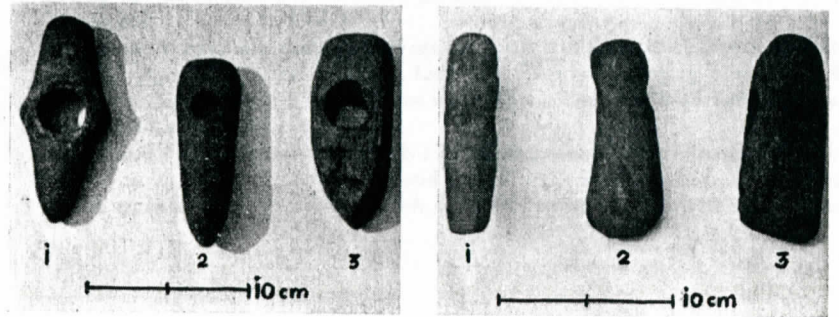
Vor einigen Jahren hat man in der Nähe von Welschofs Hof, auf Brechmanns Hof und in der Nähe des Trapphofes die untenstehend abgebildeten Steinbeile gefunden. Wie die Fundstellen erkennen lassen, siedelte der vorgeschichtliche Mensch auf den trockenen Ufern entlang der Bäche.

Das alles beweist, daß auch unsere Senne vor Tausenden von Jahren schon bewohnt war, nicht einmal verwunderlich, wenn man überlegt, daß der leichte Senneboden für den damaligen Ackerbau mit seinen einfachen Werkzeugen leicht zu bearbeiten war.

Am Ende der Jungsteinzeit, um 1800 v. Chr., lernten die Menschen ihre Werkzeuge aus Bronze, einer Mischung von 10 Prozent Zinn und 90 Prozent Kupfer, herstellen. Hauptsächlich waren es Schmuckgegenstände und kunstvoll verzierte Waffen, die noch heute unsere Bewunderung herausfordern. Verschiedene rassisch verwandte Stämme verschmolzen in dieser Zeit zum einheitlichen Volk der Germanen. Auch eine neue Art der Bestattung griff Platz: die Leichen wurden verbrannt und die Asche in Urnen in einem Sandhügel beigesetzt, den Hünengräbern, wie sie noch heute beim Schapeler und in der Dörenschlucht zu finden sind. In Männergräbern findet man hin und wieder ein Bronzerasiermesser und in Frauengräbern eine Gewandnadel oder Fibel.

Es läßt sich heute nicht mehr sagen, ob die noch vorhandenen Gräber der Bronze- oder der um 800 v. Chr. beginnenden Eisenzeit angehört haben, da sie alle von ehrfurchtslosen und beutelüsternen Menschen ausgeraubt sind.

Nr. 1: Nordische Streitaxt, gefunden auf dem Hof Brechmann, Besitzer Brechmann. Nr. 2: Jüt-ländische Streitaxt, gefunden bei Hof Welschhof, Besitzer Welschhof. Typisch vorn überhängende Rundung mit zwei Bohrungen, Bohrung am Nacken vermutlich zerbrochen. Vorn Nachahmung der Gußnaht der Bronzebeile. Beide Ende der Steinzeit 2000 bis 1800 v. Chr. Nr. 3: Bandkeramischer Hammer. Fundort bei Trapphof. Die Bandkeramiker waren die ersten Ackerbauern. Zeit: ungefähr 2500 v. Chr. Besitzer: Brinkschule.



Waren es bisher einzelne Bodenfunde, die das Dunkel über unsere engere Heimat etwas aufzuhellen vermochten, so sind es zu Beginn des geschichtlichen Zeitalters, als die Römer Deutschland zwischen Rhein und Elbe unterworfen hatten, erstmalig schriftliche Zeugnisse der Eroberer, aus denen einiges Licht auf die deutsche Vergangenheit fällt. In der „Germania“ gibt der Römer Tacitus eine ausführliche Sitten- und Zustandsschilderung unserer deutschen Vorfahren. In den Sumpfgebieten der Ems und Lippe saß damals der Volksstamm der Brukterer. Wahrscheinlich lernte Varus, der nach der landläufigen Annahme in der Dörenschlucht von Hermann dem Cherusker besiegt wurde, auf Durchmärschen auch die Senne kennen.

In den Kriegen Karls des Großen gegen unsere Vorfahren war die „Sachsenburg“ auf dem Tönsberg eine Hauptbastion des sächsischen Widerstandes und vermutlich der Sammelplatz der Sachsen vor der Schlacht bei Detmold (783).

Etwas reichlicher beginnen die schriftlichen Quellen zu fließen, als unsere Vorfahren mit der Annahme des Christentums den Anschluß an die christlich-abendländische Kultur fanden und sich der Schrift bedienen lernten.

Das von Karl dem Großen im Jahre 806 gegründete Bistum Paderborn bekam in dem Sachsen Hathumar, der als Geisel in Würzburg zum Priester geweiht worden war, seinen ersten Bischof, dessen Nachfolger Badurad 836 die Gebeine des hl. Liborius von Le Mans holen ließ.

Im Jahre 1000 verbrannten mit dem Paderborner Dom alle Urkunden über den dem Bistum gehörenden Besitz. In den auf Bitten des Bischofs Rethar 1001 von Kaiser Otto III. erneuerten und bestätigten Urkunden ist u. a. auch von dem Forstbann die Rede, der sich von dem Flüschen Delina (Dalbke) oder der in der Nähe entspringenden Luthera (Lutter) durch den Osning und die Senne bis zum Wege nach Heerse erstreckte. Hier erscheint die Senne bereits als ein Bestandteil des Bistums.

1036 überließ Bischof Meinwerk dem von ihm gegründeten Busdorfstift den Zehnten von 17 Haupthöfen und 71 Vorwerken, zu denen auch das Vorwerk Oerlinghausen gehörte, sowie den Zehnten von Vieh und Bienenständen in der Senne. Aus der Tatsache, daß alle außerhalb der Senne liegenden Höfe und Vorwerke namentlich aufgeführt sind, in der Senne aber nur von Vieh und Bienenständen die Rede ist, kann angenommen werden, daß sie zu dieser Zeit kaum oder wenig besiedelt war, Vieh und Bienenstände vielmehr Besitzern außerhalb der Senne gehörten.

„DIE WÜSTE SENNE EHEMAL“

Um den von Meinwerk neu errichteten größeren Dom wuchs allmählich die Bischofsstadt an der Pader heran, Neuhaus und Delbrück entstanden im Süden und Dörfer ackerbautreibender Bevölkerung auf dem besseren lehmhaltigen Boden hinter dem Teutoburger Walde im Norden. Aber dazwischen träumte die Senne ungestört ihren Dornröschenschlaf.

Man konnte sie mit einer Wüste vergleichen, die umgeben war von einem Kranz menschlicher Ansiedlungen. Zum ersten Male wird sie 965 erwähnt in einer Schenkungsurkunde Kaiser Otto I. unter dem Namen Sinithi. In späteren Urkunden erscheint sie auch als Sinedi oder Synethe. Man glaubt den Namen ableiten zu können von sint = groß und ithi = Heide, also große Heide, ähnlich wie Sintflut = große Flut und Sintfeld = großes Feld bedeutet. Soweit das Auge reichte, erstreckte sich das weite Heidemeer, und die mannshohe Heide war in den Stengeln dick wie „Flaschenhalse und Gängerstöcke“. Dazwischen träumten granitene Findlingsblöcke von ihrer nordischen Heimat, und um einsame Hüengräber hielten finstere Wacholderbüsche die Totenwacht. Die freie Heide war fast ganz baumleer, nur die auf tonigem Untergrund entstandenen Broke oder Brüche waren mit einem Bruchwald aus Erlen, Birken und Eichen bestanden. Die trockenen Boden liebende Kiefer ist erst vor ungefähr 200 Jahren angepflanzt worden. Weit und breit fehlten auch noch die menschlichen Ansiedlungen. Im Sommer war die blühende Heide eine ideale Bienenweide. Dann wurden die Bienenkörbe aus den angrenzenden Dörfern in die Senne gebracht. In dem ältesten Loblied auf die Senne heißt es: „Es werden auch hierher gebracht die magern Immen und werden hier sehr fett gemacht.“ Die Rinderherden aus den umliegenden Siedlungen fanden auf den Grasplätzen der Bachtäler und Talauen den Tisch gedeckt, und das genügsame Schaf nahm sogar mit dem Holzigen Heidekraut vorlieb.

In diese Weideplätze teilten sie sich mit den „Sennern“, kleinen, zottigen Pferden, die in freier Wildbahn lebten. Der dauernde Aufenthalt in freier Wildbahn hatte sie zäh und widerstandsfähig gemacht. Ihr Vorkommen reicht zurück bis in die graue Vorzeit. 1160 wird urkundlich erwähnt, daß Bischof Bernhard dem Abt von Hardehausen den 3. Teil seiner ungezähmten Stuten schenkte. Um 1500 hören wir auch von der Zucht der „Senner“. Die jungen Pferde wurden gefangen und auf dem Gestütshof — ein solcher befand sich seit 1680 auf Lopshorn — an die Menschenfron gewöhnt.

Die innere Senne war wegen ihrer Unwegsamkeit verkehrsfeindlich und im besonderen für den Durchgangsverkehr nicht geeignet. Die Wege, die die Pässe des Teutoburger Waldes erreicht hatten, mußten aber irgendwie durch die Senne weitergeleitet werden. Dabei bot der Sandboden gegenüber zähem Lehm Boden in Zeiten, in denen es noch keine festen Straßen gab, sogar gewisse Vorteile. Die wichtigsten Wege zogen sich unter Umgehung der tiefen Bachtäler in einem gewissen Abstand vom Fuße des Teutoburger Waldes hin.

Einer der ältesten und wichtigsten Wege der Senne war der Senne-Hellweg. Er führte von Thüringen-Hessen über Warburg, Lichtenau, Paderborn, umging in einem großen Bogen über Lippspringe die innere Senne und verlief weiter über Brackwede und Osnabrück nach Ostfriesland.

Die Bedeutung des Sennehellwegs als Handelsstraße beweist die Tatsache, daß beim Bartholdskrug, der heute so versteckt und einsam liegt, sich früher eine lippische Zollstation befand. Um 1500 beklagten sich die Bürgermeister von Einbeck bei Bernhard,



6. Hof Brechmann

Tode alljährlich an seinem Todestage von diesem Gut für jeden Bruder Weißbrot und Käse und ein Viertel Bier geliefert werde. Aber dieses Gut hatte seit mehr als 30 Jahren keinen Bewirtschafter gehabt, es war verödet und mit emporgeschossenem Buschwerk dicht bestanden, und den Brüdern erwuchs von ihm keinerlei Nutzen. Daher habe ich es unter Zustimmung und voller Billigung aller Brüder übernommen mit dem gerechten und von ihnen selbst anerkannten Ausgleich, daß ich ihnen natürlich als Entgelt für dieses Gut den ganzen aufkommenden Zehnten in der Senne, in Lindbake von zwei Häusern, in Brehtme von einem und in Gokesterteshusen von einem, ebenso von einem in Godeslo und von einem in Ebbekenhusen zugestanden habe, derart jedoch, daß der Zehnte an Feldfrüchten für vier Solidi gekauft würde, der Zehnte an Mastgeflügel und an Haustieren gerecht erhoben und getreu abgeliefert werde. Und als ich das Gut in Besitz genommen hatte, habe ich es den vorgenannten Armen Christi zur Erleichterung ihres irdischen Lebens als dauernden Besitz übereignet. Diesen Besitzwechsel und die Schenkung habe ich bestätigt durch die vorliegende Urkunde und den Aufdruck meines Siegels, sowie die volle Schwere meines bischöflichen Bannes. Wenn jemals einer böswillig sich unterfängt, diese Regelung ungültig zu machen, so soll er der göttlichen Gnade verlustig gehen und zusammen mit Judas, dem Dieb und Verräter, von ewiger Verdammung getroffen werden.

Zugegen waren folgende Zeugen: Bernhard, Propst, Alemar, Dechant, Lanfried, Ebert, Reinbert, Evergis, Heremann, Uffo, Conrad, Herebert, Sifried, Godescalc, Bernhard,

Manegold, Altmann, Hugo, Volbert, Meinrich, Burhard, Becelin, Lothewic, Conrad; Die Freien: Volquin, Stiftsvogt, sein Bruder Widekin, Thietmar von Büren, Liudolf von Osthe, Givehard und sein Bruder Dudo;

Die Ministerialen: Liudold, Heinrich, Manegold, Eizo, Heremann von Halmere, Conrad von Gulite und sein Bruder Bertold, Conrad Stapel, Hugo von Hegheldere und sein Bruder Richard, der Kämmerer Conrad und andere mehr.

Vollzogen wurde diese Urkunde im Jahre 1153 nach der Menschwerdung des Herrn, in der ersten Indiction, im ersten Jahre des Königs Friedrich, im 25. Jahre unseres Episcopates.“

Das in der Mitte des leeren Raumes unterhalb der Schrift aufgedruckte Siegel zeigt den Bischof entblößten Hauptes, in der rechten Hand den Bischofsstab, in der linken ein offenes Buch haltend, auf einem niederen Stuhle sitzend mit der Umschrift: Bernhardus Dei Gra(tia) Patherburnensis Eps (Episcopus) = Bernhard, durch Gottes Gnade Bischof von Paderborn.

Da früher h für ch gebraucht wurde, wäre Brehtme als Brechtme zu lesen, das sich später zu Brehme abgeschliffen hat.

Bei Brechtme handelt es sich ohne Zweifel um das spätere Brechmannis = Stukenbrock und bei Gokesterteshusen um den Hof Gauksterdt. Lindbake könnte das heutige Liemke und Ebbekenhusen der Hof Ebbinghaus in Sende sein. Die Lage von Godeslo ist nicht bekannt. Ob es der Hof Gassel in Senne II ist? König Friedrich war Friedrich Barbarossa.

7. Hof Gauksterdt



Daß es sich bei Brechtme um einen Einzelhof und nicht um eine Dorfsiedlung gehandelt hat, ersehen wir aus einer Urkunde von 1281, wo beim Verkauf des Zehnten an das Kloster Marienfeld von dem „G u t e Alte-Brechtmen“ gesprochen wird.

Häufig lassen sich schon aus der bloßen Deutung eines Ortsnamens, dem allemal ein Sinn zugrunde liegt, gewisse Aufschlüsse über Entstehung, Lage und andere kennzeichnende Merkmale gewinnen. Was heißt nun Brechtme?

Nach Jellinghaus kann man es einmal von „bracht“ ableiten, ein Ausdruck für Wald, der soviel als Einfriedigung bedeutet oder Aussonderung eines Privateigentums aus der allgemeinen Mark. Darauf deutet auch die 1310 erscheinende Bezeichnung „Hagen in Brechmen“ hin. Möglich wäre auch die Ableitung von „brake“, verwandt mit brechen, umbrechen, das soviel bedeutet wie „Neubrucland“. Die zweite Silbe „me“ dürfte eine Verkürzung von Mann oder Männer sein, was in der lateinischen Form „Brechmannis“ in der steinernen Urkunde über dem Hauptportal der Kirche 1683 noch anklingt. Man könnte also Brechtme in heutiger Sprache sinngemäß wiedergeben als „Neusiedlung auf Heideboden“.

Die genaue Lage von Brechtme ist nicht sicher bezeugt, doch dürfen wir annehmen, daß es im Gebiet des Brechmer Holzes lag, dieses also auf das alte Brechtme zurückgeht.

Als den Nachfahr des ehemaligen Gutsbezirks Brechtme dürfen wir wohl den jetzigen Hof Brechmann ansehen, schon wegen seines gleichen Namens und wegen seiner Lage im Gebiet des „Brechmer Holzes“. Es wäre wohl als Stammhof aller Namensträger Brechmann anzusehen, die sich also nach ihrer Herkunft aus Brechtme wohl als die ältesten Einwohner Stukenbrocks betrachten können.

Über die genaue Zeit der Entstehung von Brechtme und Gokesterteshusen ist nichts bekannt. Daß in der Urkunde von 1036 in der Senne nur vom Vieh und den Bienenständen die Rede ist, ist zwar kein schlüssiger Beweis, daß es hier noch keine Höfe gegeben habe, doch ist es wohl nicht abwegig, die Entstehung der beiden Höfe in die Zeit von 1036—1153 zu verlegen. Über die Herkunft der ersten Ansiedler stimmen wir mit Rosenkranz überein, der meint, daß sie aus dem nahen Lippischen gekommen seien.

DES „BISCHOFS NEUBAUERN“

Über 100 Jahre waren seit der ersten Erwähnung Brechtmes ins Land gegangen. Das 12. Jahrhundert war das Jahrhundert des innerdeutschen Landausbaues. Die starke Zunahme der Bevölkerung von drei auf acht Millionen führte zu einer Landnot im deutschen Kernland und zwang die nachgeborenen Bauernsöhne, allen irgendwie anbaufähigen Boden in Kultur zu nehmen. Jetzt kam auch die Senne zum Zuge, nachdem sich erwiesen hatte, daß man auch hier leben konnte.

Im 13. Jahrhundert hatte sich dazu der deutschen Auswanderung und Kolonisation ein Ventil in den damals noch slawischen Osten jenseits der Elbe, nach Pommern, Schlesien, Ostpreußen und in den Baltenraum geöffnet.

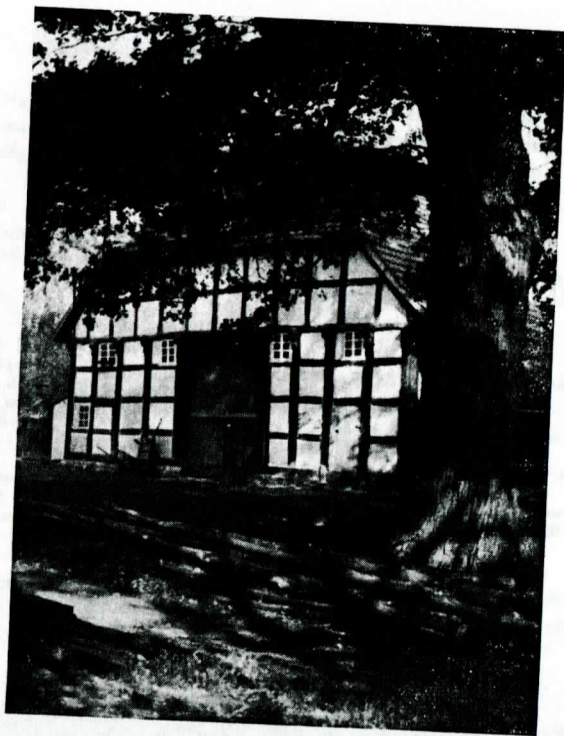
Über die weitere Ansiedlung in der Senne weiß eine Sage von Brechmanns Hof zu berichten: Auf dem Hof waren vier Jungen. Von ihnen bekam einer den väterlichen Hof, ein anderer mit Namen Henrich wurde der Henrichsmeier, der dritte bekam einen mit Dornen bewachsenen Kamp und wurde der Dorenkamp. Zum vierten, der ein Schneider geworden war, sagte der Vater: „Du sollst auch eine Spelte mithaben.“ Das wurde der Spellermeier. Der Spellerhof war sehr schmal und lang und reichte etwa vom Eckernkrug bis Trapphofskamp.

Landsuchende von jenseits des „Berges“ mögen sich den heimischen Siedlern zugesellt haben.

Auch Mönche beteiligten sich an der Urbarmachung. 1185 war von den Zisterziensern in Hardehausen ein Tochterkloster in Marienfeld bei Gütersloh, das damals noch zur Senne gehörte, absichtlich in diesem sumpfigen, menschenleeren Heidegebiet gegründet worden, damit es von den fleißigen weißen Mönchen mit dem schwarzen Skapulier urbar gemacht würde. Im Gründungsjahr noch hatten die Brüder von Schwalenberg dem jungen Kloster Kirche und Hof in Stapelage geschenkt, der sich weit in die Senne erstreckte und außer dem Schapeler auch den Bokelhof umfaßte. Nun mag es zwischen den Angehörigen des Klosterhofes und den neuen Ansiedlern in Brechtme zu Hudestreitigkeiten gekommen sein, denn am 11. Januar 1279 (W. U. B. Nr. 1061) beurkundete der Bischof Otto von Rietberg, daß er, um die Ungewißheit der Grenzen des Meierhofes Stapelage von der Seite des Berges Osning gegen die Senne hin zu beseitigen, nach zuvoriger Vernehmung der Umwohner sowie des Abtes Johannes und der Brüder des Klosters Marienfeld, denen jener Hof gehöre, solche Grenze in folgender Art festgestellt habe: Sie beginne bei der Hörsteregigge (Hörsterberg), gehe von dort zum oberen Bären-tale, weiter zu dem Fußpfad „Jegerepath“ (Mittweg?) und auf demselben entlang bis zum Friedhof der Kapelle, sodann zum Tale des Baches Westerholte (Kirchbach), diesen hinauf zum Orte Bredenhorne, von da über den Rammesberg (Ravensberg?) und durch das Tal Westeredille (Wistinghäuser Schlucht?). Innerhalb dieser Grenze gehöre alles zum obigen Hofe und stehe dem Kloster jede Nutzungsbefugnis zum Hausbau, zur Weide, zum Mühlenbetrieb usw. zu. Des „Bischofs Neubauern“ sollten ihre Weiden mit dem Kloster gemeinsam „exerzieren“ (ausüben), nur zur Zeit der Eichellese müsse jeder auf dem Seinigen bleiben. Bei der Anweisung der Grenzen war u. a. auch zugegen der Pfarrer Alexander von Oerlinghausen.

Wer die „Neubauern“ waren, ist urkundlich nicht bekannt, doch dürfen wir wohl annehmen, daß die in der Hebeliste des Jahres 1584 genannten Höfe bis in diese Zeit zurückreichen. (S. „Der Vogthof wird namengebend für den Ort“).

1281 vertauschte derselbe Bischof ein Grundstück zu Brechtmen an das Kloster Marienfeld zum Nutzen des Klosterhofes Boclo (Bokelmeier) gegen ein anderes in der Nähe der Kirche und des Begräbnisplatzes zu Bregmen. Hier wird der Bokelhof zum ersten Male erwähnt. Die Schreibweise von Brechtmen und Bregmen ist ohne Bedeutung. In demselben Jahre verkaufte der Bischof mit Zustimmung des Domkapitels den Zehnten vom „Gute



8. Bokalhof

Alt-Brechtmen“ dem Kloster Marienfeld für 200 Mark. Die Zustimmung des Domkapitels war wohl erforderlich, weil Bischof Bernhard diesem 1153 den Zehnten für den Hof Kyveninghusen überlassen hatte. Der Zehnte bestand in der zehnten Garbe, überhaupt in dem zehnten Teil der Ernteerträge. Das galt von den umsäumten Häusern und Grundstücken, auch wenn solche nicht mehr bewohnt waren. Der Zehnte wurde später auf vier Malter und fünf Scheffel festgesetzt und zuletzt in Münze zu sechs Taler, zwölf Groschen bezahlt. Der Zehnte ist bis nach 1800 entrichtet worden.

Noch einmal hören wir 1310 vom „Hagen in Brechmen“, als Bischof Günther diesen mit Weiden, Wiesen, Äckern, bebautem und unbebautem Land für 83 Mark Soester oder Osnabrücker Währung an die Knappen Gerhard, Hartmann, Johann und Hermann von Milinctorp verpfändet. Dann hören alle Nachrichten über unsern Ort auf. Erst über 200 Jahre später tritt er wieder hervor, und zwar jetzt unter dem Namen Stukenbrock.

DER „VOGTHOF“ IN STUKENBROCK WIRD NAMENGEBEND FÜR DEN ORT

1531 schreibt der Rentmeister in Neuhaus in das Rentregister: „Nach Vermeldung der Register hebbe ick coth (aus) dem Stuykenbroicke an meygbede (Maiabgabe) von de Koegelde (Kuhgelde) entfangen 24 Mark 7 $\frac{1}{2}$ Schilling, Dienstgeld 19 Mark 7 Schilling.“ und „Der Vaigeth (Vogt) im Stuykenbroicke hefft mi duth Jair (hat mir dies Jahr) vom Immeloßen (Abgabe für Bienen) geheuert 2 $\frac{1}{2}$ Mark.“

Bei dieser Gelegenheit tritt der Name Stukenbrock zum ersten Male auf, während von Brechtme in den Registern nicht mehr die Rede ist. Dieser alte Name war aber noch bekannt, wie aus der Inschrift über dem Kirchenportale hervorgeht und hat sich bis heute in der Gemarkungsbezeichnung „Brechmer Holz“ erhalten.

Der Namenswechsel läßt auf einen Wandel im Dorfgefüge schließen. Es liegt nahe anzunehmen, daß der neue Name sich einer veränderten Situation des bisherigen Namensträgers angepaßt hat. Die allerdings unkontrollierbare Angabe des Chronisten Antpöhler in der Gemeindefehde, daß unsere damalige Siedlung in der Soester Fehde (1444—49) zerstört und danach einzeln wieder angebaut worden sei, hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich. Ähnliche Anlässe für eine solche Annahme boten sich in den damaligen fehdereichen Zeiten übergenug. Der Fürstbischof von Köln, Dietrich von Mors, hatte mit 60 000 Mann, meist böhmischen Husiten, das Lipperland verwüstet. „Von Herford toch he myt dem groten Volke vor syn egen Stat Paderborne und bedrangede de.“ Ob er dabei den Weg über Stukenbrock genommen und den Ort verwüstet hat, ist zwar nicht geschichtlich beweisbar, aber möglich.

Der Name Stukenbrock bezieht sich anfangs nur auf den Vogthof „im Stukenbrock“ oder „im Stukenbruche“, eine Stelle in dem Buchenhochwald hinter dem Hof Welschhof, die noch heute „Stukenbrocks Hof“ heißt. Noch im Jahre 1683 klagt Lümmer, daß ihm Stukenbrocks Schweine im Hafer Schaden getan. Der Name übertrug sich im Laufe der Zeit auf den Vogteibezirk und dementsprechend auf die Gemeinde. Wie die Silbe „brock“ zu erkennen gibt, ist der Hof einst in einem Brok oder Bruch angelegt worden. Ein solches ist wegen des tonhaltigen Untergrundes, der das Wasser staut, sehr naß. Ein Bruchwald zeigt die typischen Baumgemeinschaften: Erlen, Birken und Eichen, auch wohl Buchen. Um ein Brok landwirtschaftlich zu nutzen, wandte man in Zeiten, als es noch keine Drainage gab, den sogenannten Rückenbau an, der darin bestand, daß man das Feld in Beete einteilte, die zur Mitte gepflügt wurden, so daß sie erhöht und trocken waren, während die zwischen ihnen liegenden Furchen das Wasser sammelten und darum einen bedeutend minderen Bewuchs zeigten. Diese Beete sind in der Nähe von „Stukenbrocks Hof“ noch deutlich zu erkennen. Die erste Silbe „Stuken“ = Stubben läßt erkennen, daß vor der Anlage des Hofes der Wald gerodet worden ist. Der Name Stukenbrock zeigt also noch deutlich das Merkmal einer Neusiedlung und kann in einer etwas freien Ausdrucksweise gedeutet werden als: Neusiedlung auf einem entwaldeten Brok.

„ALTE HÖFE“ IN STUKENBROCK

Zahl und Namen der vorhandenen Höfe werden in dem erwähnten Rentregister von 1531 nicht genannt. Erst in dem Register von 1584 werden die abgabepflichtigen Höfe namentlich aufgeführt. Es waren dies:

Der Vollmeier:

Welschhof (Welschmeier, die Meiergrößen sind späteren Aufstellungen entnommen).

Die Halbmeier:

Kipshagen,
Deppe auf der Fordt (weil er an der Furt durch den Olbach lag, 1651 hat der Rentmeister hinter dem Namen vermerkt „nun Otto Borius“, jetzt Wirtschaft „Der kühle Grund“, Ottenheide),
Haverland,
Brockschmidt,
Der große Ewerdt oder Große Ewerdt (Eberhard, 1651 „nun Trapphof“),
Henrich auf dem Trapphof,
Dorenkamp,

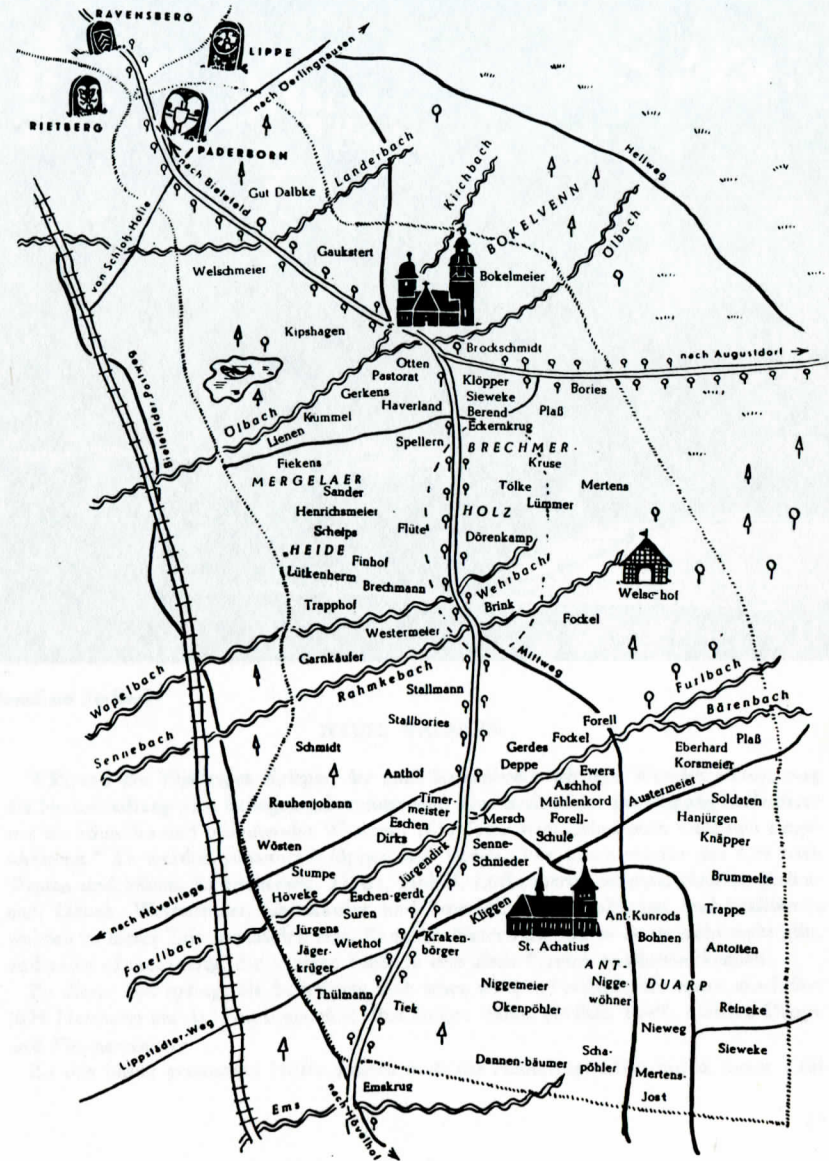
Berthold Lommer (Lümmer),
Brechmann,
Tölke,
Henrich vor dem Holte (Brechmer Holze, auch Stieweke oder Holtsieweke genannt),
Kruse,
Fockel.

Die Viertelmeier oder Bardenbauer:

Schröder (jetziges Pastorat),
Lübbeling (1651 „nun Berend vor den Kämpfen“ (Berend = Bernhard),
Lommer, Johann (1662 mit Vornamen Martin = Mertens),
Walmeslör (vermutlich Henrichsmeier, Gemarkung „Wulverbeie“ = Wolfsheide),
Spellern.

Da die gesamten Jahresabgaben 1584 dieselben sind wie 1531, ist in der Anzahl der Höfe in dieser Zeit keine Veränderung eingetreten. Wann obige Höfe entstanden sind,

9. Hof Fockel



10. Besiedlungskarte

kann nicht angegeben werden. Es ist aber sicher nicht abwegig, in ihnen oder einem Teil, vielleicht dem Voll- und den Halbmeiern, die „Neubauern“ von 1279 zu sehen. Gegenüber den später, namentlich nach dem Dreißigjährigen Kriege, auftretenden Neusiedlern werden sie als „alte Höfe“ bezeichnet.

Die Meierklasse ist gekennzeichnet durch die Größe des Besitzes, vielleicht auch durch ihr höheres Alter. Ein Vollmeier hatte ursprünglich 1 Hufe = 30 Morgen Ackerland, eine volle Ackernahrung, die Halb- und Viertelmeier entsprechend weniger. Wald, Wasser, Wiese und Weide, die „4 W“, waren ursprünglich kein Privatbesitz, sondern Gemeineigentum. An ihren heutigen großen Besitz sind die Höfe im wesentlichen erst im 19. Jahrhundert durch die Gemeinheitsteilung gekommen.

Zu obigen Höfen müssen wir noch Gaukstert, der in keiner Hebeliste erscheint, da er frei war oder sich schon freigekauft hatte, und Bokelmeier, sowie Thorwesten (Welschhof) rechnen. Das bereits 1554 erbaute Haus läßt auf einen schon bedeutenden Hof schließen.

1596 tauchen in der Hebeliste 3 neue Namen auf: Plaß, Brink und Sander.

Ob „Große Ewerdt“ und „Trapphof“ zusammengelegt worden sind, etwa durch Heirat oder Vererbung, oder welche Gründe zum Verschwinden des Hofes „Große Ewerdt“ geführt haben, entzieht sich unserer Kenntnis.

11. Hof Westermeier



12. Hof Forell am Furlbach

NEUES WACHSEN

Während des 30jährigen Krieges, der auch Stukenbrock schwere Wunden schlug, mag die Neuansiedlung zum Erliegen gekommen sein; aber nach seiner Beendigung beobachten wir ein schnelles und bedeutendes Wachsen. 1652 lesen wir: „Sind noch viele neu eingeschrieben.“ Es werden genannt: Klöpfer und Bories. Vor allem wächst der Ort nach Westen und Süden. Es erscheinen: Flütte, Finhof, Lütkenherm, Scheips, Fiekens, Krümmel, Lienen, Westermeier, Garnkäufer und Schmidt. Auch Stallmann und Stallbories werden zu dieser Zeit entstanden sein. Es treten Namen auf, die es heute nicht mehr gibt, und es ist oft schwierig, die jetzigen Höfe in den alten Namen wiederzuerkennen.

Zu dieser Zeit springt die Besiedlung auch schon an den Furlbach; als erster wird dort 1639 Hermann bei der Forell genannt. Ihm folgen Fockel (Mühle, 1649), Gerdes, Deppe und Timmermeister.

Zu den bisher genannten Höfen kamen noch die Heuerlingsstellen hinzu, deren Zahl



13. Jägerkrug am Furlbach

1689 mit 24 angegeben wird, so daß die Gemeinde nach einem Visitationsbericht von 1656 355 Seelen hatte. — Die übrigen Höfe am nördlichen Ufer des Furlbaches, wie Eschen, Dierkes, Stumpen und Höveken, vermutlich auch Anthof, Wösten und Rauenjohann, sind etwa 20 Jahre später (um 1670) entstanden. Die ersten Anbauer am südlichen Ufer waren: Ewers, Aschof, Mühlenskord, Mersch, Senneschnieder, Jürgendirk, Eschengerd, Suren, Jürgens und Jägerkrüger, deren Anbau in den Jahren 1703—1709 begonnen hat. In der Mitte des 18. Jahrhunderts sind folgende Höfe entstanden: Thülmann, Wiethof, Tick, Krakenböcker, Kligen, Niggemeier, Bohnen, Kurods, Trappen, Antotten, (Antpöhler), Knäpper, (Päulken), Hanjürgen, Soldaten, Korsmeier, Austermeier, Eberhard und Okenpöhler. Die übrigen Kolonate sind erst nach dem Siebenjährigen Kriege unter der Regierung des Fürstbischofs Wilhelm von Asseburg angelegt worden. Die Anweisung dieser Kolonate erfolgte am 17. März 1780 unter folgenden Bedingungen:

1. Es sollte von den angewiesenen Plätzen kein Weinkauf gegeben werden, nur eine geringe Einweisungsgebühr, weil doch diejenigen, die damit ihre Arbeit hätten, deshalb in etwa belohnt werden müßten.

2. Fünf Jahre von Ostern 1780 sollten die Anbauer von allen Abgaben frei sein.

3. Diejenigen Anbauer, die es beehrten und hinlängliche Sicherheit boten, daß das Geld zum Anbau sicher und getreulich verwendet würde, erhielten 50 Taler. So von ihnen der Versicherungsschein mit der Unterschrift des Vogtes Welschof präsentiert und eingeliefert werde, sollten ihnen diese gleich ausgezahlt werden. Der jährliche Zinstaler fing an zu laufen an dem Tage, an dem ihnen das Geld ausgezahlt wurde.

4. In der Gerichtsbarkeit unterstanden sie dem Vogt zu Stukenbrock, sie durften aber zur Kirche nach Hövelhof gehen und sich in der dortigen Kirche einschreiben lassen, wohin sie überdies noch besonders von Ihrer Hochfürstlichen Gnaden angewiesen wurden.

5. Sie sollten das gewöhnliche Registergeld von jeder Morge geben und wie die Stukenbrocker 9 Tage Handdienste leisten.

6. Bei vorkommenden Fällen hatten sie Weinkauf und Sterbfall zu entrichten.

Die Plätze wurden ihnen zunächst nach Augen- und Schrittmaß angewiesen. Nach 5 Jahren wurden sie genau vermessen. Es wurde noch allen ausdrücklich bedeutet, ihre Häuser in gerader Linie hinzusetzen, auch an der Seite der Heide die Plätze in gerader Linie zu umwallen. Niemand durfte ohne Erlaubnis Fichten hauen. Hude, Weide und Plaggenmahd sollten gemeinsam diesseits der Ems und des Wildgrabens ausgeübt werden.

Es spricht aus der Anweisung eine ganz andere Denkweise als früher. Während man in der vorhergehenden Zeit in dem Bauern nur den Steuerzahler und Froner sah und ein Objekt zum Aufbringen der Strafen, ist in dem Verträge von 1780 bereits ein Schuß sozialen Empfindens zu spüren. Nach Antpöhler zählte die Forellsenne 60 Kolonate. Davon waren 13 Achtelmeier, die übrigen neue Zulägerstätten. Diese erhielten vom Untervogt nur jeder 16 Morgen zugemessen. Man scheint aber gut gemessen zu haben, denn bei der Katastervermessung im Jahre 1830 sollen oft 30—50 Morgen herausgekommen sein. Die Besteuerung war früher auf der Senne, wie überhaupt in der Gemeinde, sehr gering. Auf der Senne hieß es: Eine Henne kann soviel an Küchlein aufbringen als Steuern erforderlich sind. Nach der Ansiedlung scheinen sich die Leute erst gut gestanden zu haben, denn es heißt, daß sie dreimal soviel Korn geerntet, als sie in ihrer Hauswirtschaft gebraucht hätten.

Bis 1780 hatte die Forellsenne alle überschüssige Bevölkerung aufgenommen. Wo gab es jetzt noch Siedlungsmöglichkeiten? Da hatte Bokelmeier im Norden ein wüstes Stück, das „Lüttke Bokel“ genannt (*Bokelvenn*). Das gab er in Erbpacht aus. 1793 ließen sich dort als erste Gerhard Lüke (Reiks) und Joseph Krümmel (jetzt Sieweke) nieder. Die anderen Stätten entstanden in den folgenden Jahren. Im Laufe der Zeit lösten sie alle ihre Erbpacht gegenüber Bokelmeier ab. Das Bokelvenn liegt zwar zum größten Teil auf lippischem Gebiet, doch fühlen sich die Leute wegen der nahen Entfernung und die meisten wegen ihres katholischen Glaubens Stukenbrock zugehörig. Auch die Vorfahren von Heinrich Kruse und Johann Nagel schlossen mit Bokelmeier einen Erbpachtvertrag.

1780 tauchte auch der Plan auf, das Brechmer Holz abzuhauen, das Holz zu verkaufen und darauf neue Hausstätten von 3—4 Morgen zu errichten. Ein Heuerling Jakob Busche wollte je Morgen 3 Groschen Pacht geben. Nun erboten sich die Hudeinteressenten, jährlich 2 Taler 8 Groschen in das Hochfürstliche Rentregister zu zahlen, und der Fürstbischof verfügte, daß das *Brechmer Holz* den Interessenten als beständige Hude und Weide belassen bleibe, ohne einen neuen Zuschlag zu erteilen oder neue Hausstätten darauf zu errichten. Hudeberechtigt waren: Kruse, Sieweke, Brockschmidt, Dorenkamp, Brechmann, Trapphöfer, Plaß, Schröder (früheres Pastorat), Schniedermann, Heinrich Welschhof (Eckernkrug), Heinrich Nagel (Hochfürstlicher Jäger) und Flütte.

Nach Sprenger „Haustenbeck“ hatten sich um 1800 auch 7 Stukenbrocker zum Anbau in Haustenbeck gemeldet und noch 35 weitere Anmeldungen in Aussicht gestellt.

VON FÜRSTBISCHÖFEN UND VÖGTEN

Stukenbrock als Grenzort

DER BISCHOF WIRD LANDESHERR

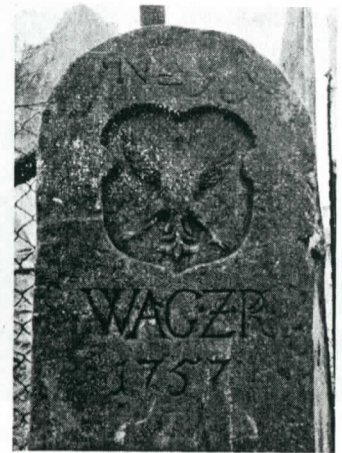
Der Bischof war nicht von Anfang an Landesherr. Karl der Große ließ sein Reich von Grafen verwalten, die ihn in ihren Grafschaften vertraten. Ihre wichtigsten Aufgaben waren die Rechtsprechung, die Wahrung des inneren Friedens, Aufgebot und Anführung des Heerbanns. Für ihre Tätigkeit wurden sie, wie es in jener Zeit Sitte war, mit größerem Landbesitz ausgestattet. Ursprünglich nur auf Lebenszeit bestellt, machten sich schon bald bei ihnen Erblichkeitsbestrebungen geltend, die gleicherweise Amt und Gut betrafen. Der Besitz der Kirche war von Anfang an von der Grafengewalt ausgenommen, er hatte „Immunität“.

Um die Selbstständigkeitsbestrebungen der Grafen zu unterbinden, stützten sich die deutschen Kaiser, vor allem Otto der Große (936—73), auf die Kirche, d. h. auf die Bischöfe und Klosteräbte, bei denen die Erblichkeitsbestrebungen gegenstandslos waren. Sie übertrugen diesen erledigte Grafschaften und Grafenrechte, wodurch sie, nicht gerade zum Nutzen der Kirche, neben ihren geistlichen Aufgaben sich auch mit weltlichen Regierungsgeschäften befassen mußten. So schenkte Kaiser Heinrich II. (1002—24) dem ihm eng befreundeten Bischof Meinwerk von Paderborn 1011 die Grafschaft Haholt.

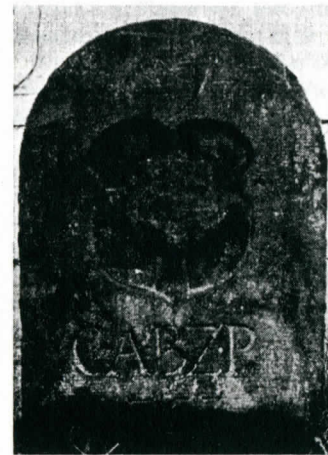
Da die Kirche nach dem kirchenrechtlichen Satz: „Die Kirche dürstet nicht nach Blut“, die Bluturteile nicht vollstrecken durfte und sich aus allen Kriegen und Fehden fernhalten sollte, übertrug sie diese Dinge einem weltlichen Großen, einem Vogt, der für sein Amt als Schutzherr mit Landbesitz auf Lebenszeit entschädigt wurde. Aber Amt und Gut wurden auch hier ihrem eigentlichen Herrn entfremdet. Es entstanden Verstimmungen und Streitigkeiten zwischen ihnen, und nur zu oft wurde aus dem Beschützer ein Bedränger. Zwischen dem letzten Vogt aus dem Hause Schwalenberg und dem Bischof kam es sogar zum Kriege. Als der Vogt sich 1189 an einem Kreuzzuge Barbarossas beteiligte, verpfändete er die Vogtei für 300 Mark, und bei seinem baldigen Tode fiel sie, unter Ausschaltung der großen Herren aus der Verwandtschaft, an den Bischof zurück. Dieser ernannte nun Adlige niederen Standes in geteilten Bezirken zu Vögten. Da die Inhaber meist Mitglieder des Domkapitels waren, bekam der Bischof die Vogtei fest in die Hand. Ein solcher Teilvogt mit dem Namen Droste saß in Neuhaus. Unter ihm stand das Rentamt mit einem Oberrentmeister für die Gelderhebungen und einem Kornschreiber für die Korngefälle. Die „Vogtei“ Stukenbrock hatte mit dem ursprünglichen Begriff nichts zu tun. Sie war nur ein Amt, hauptsächlich richterlicher Art, und zur Regelung der Dienste und zur Erhebung der bäuerlichen Gefälle. Durch die Vogtei bekam der Bischof die Machtmittel, wie Polizei und das Recht auf Steuern, in die Hand. Dadurch wurde er erst



14. Das Ravensberger Sparrenwappen
K P G R = Königreich Preußen
Grafschaft Ravensberg.



15. Der Rietberger Adler
W A G Z R = Wenzel Adolph Graf
zu Rietberg



16. Das Paderborner Kreuz
C A B Z P = Clemens August
Bischof zu Paderborn



17. Die Lippische Rose

Landesherr. Unter dem Bischof Simon I (1247—77) war die Landesherrschaft so weit ausgebildet, daß man ihm den Titel Fürstbischof beilegte. Das Fürstbistum Paderborn umfaßte die 4 heutigen Kreise Paderborn, Warburg, Höxter und Büren.

Die Grafschaften Rietberg und Ravensberg wurden ebenfalls selbständige Länder. Auch Lippe, ursprünglich wohl zum größten Teil ein Lehen der Paderborner Kirche, erlangte seine volle Selbständigkeit. Die Grenze zwischen Paderborn und Lippe lag in unserer Gegend anfangs nicht fest. Vor allem war die Zugehörigkeit des Bokelhofes umstritten. Nach einer Auskunft des Bruders Johannes von Marienfeld an den Edlen Herrn zur Lippe vom Jahre 1528 über den Bokelhof heißt es: Der Meierhof Bokel gehöre dem Kloster Marienfeld, die Landeshoheit aber sei zwischen Lippe und Paderborn strittig. Der Meier habe sich in alter Zeit mit Schatzung und Obrigkeit nach der Herrschaft Lippe gerichtet, wogegen Paderborn nur von der Grashude und einigen Ländereien (Hirskamp?) Schatz erhoben habe, in neuerer Zeit aber auch die Schatzung (von den übrigen Ländereien) dem Meier „abgezwungen“ und ihn wegen Weigerung einige Zeit in den Bann getan habe. Die von dem damaligen Pastor zu Oerlinghausen Anton Vemeier abgehörten Zeugen sagen, der Junker von der Lippe habe die Schnat vom Hofe zu Dalbke die Heerstraße bis auf den Hof zu Bokel „vordegenet“, die Grenze festgelegt.

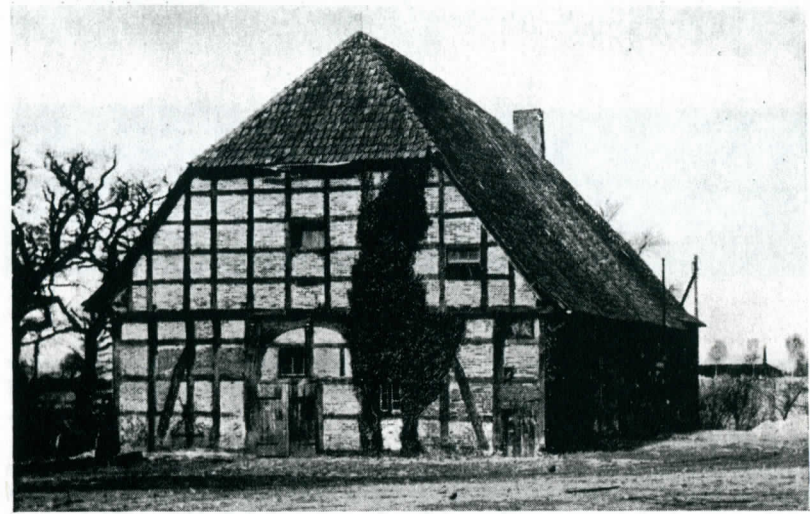
Eine genaue Grenzziehung erfolgte erst im „Lippspringer Abschied“ vom Jahre 1567. Diese Linie ist seitdem unverändert geblieben. 1572 erhielt der Vogt in Stukenbrock für Schnatsteine zwischen Stukenbrock und dem Lippischen, auf der einen Seite mit dem Paderborner Kreuz, auf der anderen mit der lippischen Rose, 4 Mark, 2 Schilling und 9 Pfennig.

Im „Vierländereck“ auf der Dalbke stießen die vier Herrschaften Ravensberg, Rietberg, Paderborn und Lippe zusammen. Die Grenzsteine dort geben uns noch heute in nächster Nähe einen lebendigen Anschauungsunterricht von der staatlichen Zersplitterung Deutschlands in früheren Jahrhunderten.

DIE FÜRSTBISCHÖFLICHEN VÖGTE

Stukenbrock bildete in der fürstbischöflichen Zeit für sich eine Vogtei, mit einem Vogt an der Spitze. Dieser war fürstbischöflicher Beamter und hatte die in dem grundherrlichen Verhältnis begründeten Abgaben der Bauern einzuziehen, wie Pächte, Weinkauf, Sterbefall usw., sowie die Dienste zu regeln. Ferner oblag ihm die Untersuchung und Schlichtung geringfügiger Rechtsstreitigkeiten. Auch bestrafte er vermöge der Polizeigewalt kleinere Vergehen, mit denen nur eine Geldbuße verwirkt war.

Die Vogtei ist mit geringen Unterbrechungen ausschließlich in den Händen der Familien Thorwesten-Welschhof gewesen, so daß der jetzige Hof Welschhof früher als „Vogtshof“ bezeichnet wurde oder, wie vorhin dargetan, einfach „Stukenbrock“ oder der „Hof im Stukenbrocke“ oder im „Stukenbruche“.



18. Die „Vogtei Stukenbrock“, erbaut 1554, jetzt Welschhofs Scheune

Der Thorwestenhof ist ein alter Hof. Die jetzt noch stehende Scheune ist bereits im Jahre 1554 erbaut worden und somit das älteste Haus der Gemeinde. Im Jahre 1558 erscheint schon „Cordt, Vogt im Stukenbrock“. Als weitere Vögte werden genannt: Gerdt oder Gerhard zur Westen von 1598—1640
Dietrich zur Westen von 1640—1681
Konrad Thorwesten 1681—1709

Nach diesem starb die Familie Thorwesten im Mannesstamm aus, und Liborius Welschhof (Welschmeier), ein geborener Bokelmeier, wurde Vogt, und nach dessen frühem Tode ein Konrad Fockel von 1710—1715.

Danach wurde Heinrich Welschhof, einem Sohn des Liborius, die Vogtei übertragen. Weil die persönliche Freiheit einer solchen Respektperson zukam, kaufte er sich zunächst von der Hörigkeit frei. Aus der aus dem Jahre 1719 stammenden Vogteibestellung, die eine allgemeine formelhafte Aufzählung seiner Rechte und Pflichten enthält, ersehen wir, daß er sein besonderes Augenmerk darauf richten sollte, daß „kein Gehölz ohne gehörige Anweisung gehauen werde, er solches auch nicht ohne erforderliche Not anweise, sondern nach Möglichkeit suche, solches zu erhalten und zu befördern, daß alle Jahr sowohl auf den Höfen und Stellen als auch auf der Gemeinheit fleißig nachgepflanzt werde“.

Die Vogtei war nicht ohne weiteres mit dem Thorwestenhof verbunden. Die Erbtochter des Vogtes Konrad Thorwesten, Anna Maria, war mit dem Gerhard Beinelmeier „zu Fall gekommen“, und dieser fühlte sich im Gewissen verpflichtet, sie zu heiraten. Sie war daraufhin von ihrem Vater enterbt worden. Auch der Fürstbischof hatte der Witwe Thorwesten später aus verschiedenen Ursachen ein freies Verfügungsrecht über den Hof nicht zugestehen können, sondern dem derzeitigen Vogt Heinrich Welschhof zugesagt,



19. „Eckernkrug“, erbaut 1728

für den Fall, daß er die Tochter der Schwester des verstorbenen Vogtes, Anna Katharina Trapphöver, heiratete, er und seine Ehefrau nach Ableben der Ww. Thorwesten als die nächsten zur Beweinkaufung zugelassen werden sollten. Beinelmeier und dessen Frau verzichteten 1722 auf den Hof. Trotzdem vermachte die Witwe Thorwesten später dem Beinelmeier den Hof und erhielt wider Erwarten auch die Bestätigung des Fürstbischofs.

So war der Vogt Heinrich Welschhof, obwohl er die Anna Katharina Trapphöver geheiratet hatte, um den Hof gekommen. Es kam nun zwischen ihm und Beinelmeier zu einem Prozeß, der mehr als 30 Jahre beim Reichskammergericht in Wetzlar anhängig war.

Inzwischen war der Vogt nur auf sein Gehalt angewiesen, das mit 12 Taler, 12 Scheffel Roggen, 16 Scheffel Gerste und einem Fuder Hafer zum Unterhalt eines Amtspferdes und einer „grünen Mondierung“ angegeben wird. Neben der festen Besoldung hatte der Vogt noch aus Amtsgeschäften anfallende Einnahmen; 1797 betrugen diese 63 Taler.

Da der Vogt Heinrich Welschhof über keine eigenen Güter verfügte, wurden ihm 1729 zehn Morgen „öd und unkultivierte“ Heide in Meierstatt übertragen. Der Vogt erbaute sich darauf 1728 den Eckernkrug. An einem Trog steht noch heute: Henricus Welschhof, Voigt. Anna Catharina Trapphöver. A. D. 1732. Wie der Ausdruck „Krug“ besagt, hat er auch einen Ausschank darin betrieben.

Über den Prozeß waren Gerhard Beinelmeier und Heinrich Welschhof alt und ihre Kinder groß geworden. Um den unglücklichen Streit zu beenden, gab Beinelmeier auf den Rat des Fürstbischofs seine Tochter Maria Christine dem Sohne des Heinrich Welschhof, Ferdinand, zur Frau.

Nach dem Tode des Heinrich Welschhof (1747) wurde erst Johannes Brendke Vogt, aber nach dessen baldigem Tod Ferdinand Welschhof von 1755 bis 1797. Dieser hat den



20. Inschrift am Trog des „Eckernkruges“ (1732)

rechten Seitenaltar in der Kirche gestiftet. Dem Ferdinand folgte sein Sohn Johann Heinrich Ferdinand Welschhof, Vogt bis zum Übergang des Fürstbistums an Preußen am 6. August 1802.

Nachdem Ferdinand Welschhof auf den Thorwestenhof geheiratet hatte, mußte er erst mit dem Gute bemeiert werden. In dem Meierbriefe werden alle Ländereien und Gerechtigkeiten aufgezählt: freies Mahlrecht in der Mühle, die privilegierte Krügerei, die kleine Jagd auf Niederwild, Befreiung von allen Fuhren, Diensten und Schatzungen. Neben einer jährlichen Rente von 2 Taler, 2 Schilling mußte der Hof einmal im Winter und einmal im Sommer die Hochfürstlichen Jäger beherbergen und frei beköstigen. Die Eigenbehörigen mußten für die Jagdhunde das erforderliche Brot liefern, das der Untervogt einsammeln und dem Hof abliefern mußte.

STUKENBROCK ALS GRENZORT

1614 kam Ravensberg an Preußen. Dadurch rückte das Fürstbistum in die Nähe einer Großmacht, die an vielen kriegerischen Auseinandersetzungen beteiligt war. Preußen hatte einen dementsprechend großen Bedarf an Soldaten. Diese wurden, als es noch keine Wehrpflicht gab, angeworben. Soldat waren die Leute schon damals nicht gern, und da sie meist nicht freiwillig kamen, wurden sie oft mit List und Gewalt angeworben, wobei die Werber auch vor den Landesgrenzen nicht haltmachten. Das nachfolgende Ereignis spiegelt uns die Verhältnisse jener Zeit wider.

Im Jahre 1737 waren preußische Werber nach Stukenbrock gekommen, um hier ihr unsauberes Gewerbe auszuüben. Der Vogt Welschhof hatte sie zum Arrest nach Paderborn abführen lassen, befürchtete dieserhalb Vergeltungsmaßnahmen der Bielefelder Garnison und hatte sich deshalb um Schutz an die Geheime Kanzlei in Paderborn gewandt. Um ihn zu schützen, wurde allen Stukenbrocker Eingesessenen ernstlich zur Pflicht gemacht, beständig auf der Hut zu sein und den Vogt sofort bei „anmerkender Gefahr der Aushebung oder sonstiger Gewalttat mit aller möglichen Hilfe zu unterstützen“. Es ist nicht bekannt, ob die preußische Garnison etwas gegen den Vogt unternommen hat.

Die mit List und Gewalt angeworbenen Soldaten hatten natürlich das Bestreben, bei erster Gelegenheit wieder auszureißen. Nach „Meise, Ravensberger Wanderbuch“ war

Stukenbrock die Freistatt für Deserteure der Bielefelder Garnison. In Senne II habe man erzählt: Wenn die Lärmkanone auf dem Sparrenberg dröhnte, mußten die preußischen Bauern in der Senne ihre Posten auf den „Wachtebrinken“ einnehmen und den Ausreißer wieder einfangen. Aber in der Regel kam er über die Grenze, ließ es sich im Gasthofs auf Kosten seines Kompanieführers wohl sein und versprach Unterwerfung, wenn die Kompanie die Bezahlung seiner Rechnung und die Wiedereinlösung der versetzten Kleidungsstücke übernehme. Ein Unteroffizier holte ihn dann zurück, und das Spießbrutenlaufen wurde in Kauf genommen.

Die Grenzlage des Ortes verleitete die Leute zu dem verderblichen Schmuggel, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts hier sehr im Schwange war. Es wurden hauptsächlich Kolonialwaren, wie Kaffee, Zucker usw., aus dem Lippischen geschmuggelt. Daran erinnert noch heute auf der Senne der „Zuckerweg“. Ein wichtiger Umschlagplatz für Schmuggelgut war das Bokelvenn. Der Schmuggel hörte auf, als sich Lippe 1842 dem Deutschen Zollverein anschloß (S. „In die Gegenwart“).

DIE BÄUERLICHEN VERHÄLTNISS

GRUND- UND LANDESHERRLICHE ABGABEN

Im Mittelalter bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts gab es in Deutschland kaum freie Bauern, die über ihr Grundeigentum, wie es heute ist, verfügen konnten. Sie waren im Laufe der Zeit abhängig oder, um in der Sprache von damals zu sprechen, „eigenbehörig“ geworden, d. h. ihr „Eigen“, ihr Grund und Boden „gehörte“ einem fremden Herrn. Die Eigenbehörigkeit, wie sie uns in unsern schriftlichen Zeugnissen entgegentritt, ist die letzte Stufe einer ein Jahrtausend alten nach Zeit und Ort vielfach verschieden verlaufenden Entwicklung.

Schon Karl der Große belastete das Gut des freien Bauern durch staatliche Gesetzgebung mit dem Zehnten, d. h. jede zehnte Garbe mußte an die damals noch völlig unbegüterte junge Kirche abgeliefert werden. Leistungen und Abgaben, die bisher dem König zustanden, gingen auf die Kirche über. Der Bischof unterhielt damit seine gesamte Domgeistlichkeit, die Domschule mit ihren Lehrern und Schülern, die Dienstleute und die bischöfliche Verwaltung, errichtete Kirchen und kirchlichen Zwecken dienende Gebäude.

Das bisher freie Bauerngut erhielt damit einen Oberherrn, während der Bauer selbst als Untereigentümer minderen Rechtes galt. Als solcher hatte er eine jährliche feste Abgabe, bestehend in Bodenerzeugnissen, später auch in Geld, zu leisten. Man kann diese Abgabe als eine Erbpacht bezeichnen, nachdem sich die Erbfolge allmählich durchgesetzt hatte und der Grundherr den Bauern nur in besonders gelagerten Fällen seines Eigentumes entsetzen konnte. Neben den Abgaben in Sach- und Geldwerten gab es auch noch manche Dienstleistungen, sogenannte Hand- und Spanndienste für den Grundherrn:

Erntehilfe der abhängigen Bauern, Fronen beim Burgen-, Brücken- und Wegebau, Führen im Dienste des Herrn usw.

Auch eine persönliche Abhängigkeit, die sogenannte Leibeigenschaft, die ihre tiefste Wurzel in der Sklaverei des heidnischen Altertums hatte, war mit der Eigenbehörigkeit verbunden. Allerdings war sie unter dem Einfluß des Christentums fast bis zur Verflüchtigung des Begriffes in Wegfall gekommen, wenn man von der sogenannten Schollenpflicht und dem darauffolgenden Mangel an Freizügigkeit absieht. Wenn man in unsern Akten das Wort „leibeigen“ noch mehrfach findet, so meint es weniger die persönliche als die dingliche Abhängigkeit.

Das kommt auch in der Bezeichnung Meier zum Ausdruck, mit dem unsere abhängigen Bauern benannt werden. Der Meier ist ursprünglich der Verwalter eines einem weltlichen oder geistlichen Grundherrn gehörenden größeren Gutes. Dieser Gutshof war auch zugleich die Sammelstelle für die Gefälle der näheren oder weiteren Umgebung. Mit der Lockerung der bäuerlichen Abhängigkeit im Laufe der Zeit ist dann diese ehrenvolle Bezeichnung Meier allgemeiner auch für eigenbehörige Bauern gebräuchlich geworden. So begegnet uns in unsern geschichtlichen Nachrichten der Ausdruck Vollmeier, Halbmeier usw. Bei Neubesetzung des Hofes wurde ein Meierbrief ausgestellt, die Rechtssprache spricht von einem „meierstädtischen Verhältnis“.

Das Eigenbehörigkeitsverhältnis zum Grundherrn wurde dem Bauern beim Todesfall und Erbübergang wieder zum Bewußtsein gebracht. Dann mußte ein sogenanntes Mortuarium oder die Sterbfallabgabe entrichtet und der neue Herr durch den Weinkauf bestätigt werden.

Wie lagen die Verhältnisse damals bei uns? Der Fürstbischof war der Grundherr des gesamten Bodens in Stukenbrock. Alle Bauern standen zu ihm in einem eigenbehörigen Verhältnis, nur Bokelmeier war eigenbehörig dem Kloster Marienfeld, und als einziger Hof war Gaukstert ein Freihof. Darum erscheint er in keinem Abgabenregister. Als 1832 der Hof irrtümlich als eigenbehörig ins Grundbuch eingetragen war, stellte die Witwe alle Ansprüche unter der Behauptung in Abrede, daß das vorliegende Kolonat einstens freigekauft worden sei.

Auch der Thorwestenhof bezeichnet sich 1690 in einem Klageakt gegen den Küster als Freihof. Das stimmt nur insofern, als er den übrigen Eigenbehörigen gegenüber gewisse Vorrechte und Freiheiten besaß, aber frei im eigentlichen Sinne war er nicht. Der Hof mußte eine kleine Abgabe entrichten. Vor allem aber, die Familie Thorwesten mußte sich später freikaufen. Der Hof hatte es nur verstanden, wegen seiner besonderen Stellung als Vogthof sich von dinglichen Lasten weitgehend freizumachen.

Man könnte der Auffassung sein, es hätte ein großer Standesunterschied zwischen den Freien und den Eigenbehörigen bestanden. Das war nicht der Fall. Wir sehen z. B. Heiraten zwischen ihnen. So heiratete die eigenbehörige Klara Angela Welschmeier auf den freien Gauksterhof. Vorher kaufte sie sich allerdings frei, weil ihre Kinder sonst trotz des freien Vaters wieder eigenbehörig geworden wären. Es hieß „Die Kinder

folgen der ärgeren Hand.“ 1760 heiratete der freie Heinrich Beinelmeier die Witwe Wilhelmine Bokelmeier und gab sich in die Eigenbehörigkeit des Klosters Marienfeld. Der Besitz des Hofes erschien ihm dies wert zu sein.

Der Hof nahm nicht den Namen des neuen Besitzers an, sondern dieser den Namen des Hofes, er wurde der Bokelmeier. Dasselbe erleben wir bei Liborius Bokelmeier, der auf Welschmeiers Hof heiratete und von jetzt den Namen Welschmeier führte. Der Hof war das Erste. Die Menschen sind gekommen und gegangen, erhalten geblieben ist allein der Hof. Es ist darum sehr fraglich, ob die jetzigen Familien blutsmäßig, wenigstens im Mannesstamm, trotz des Namens noch in die Gründungszeit zurückreichen.

Dem eigenbehörigen Bauern gehörte nicht der Hof. Rechtlich war der Fürstbischof Eigentümer des dem Bauern überlassenen Gutes. Dieser hatte nur die landwirtschaftliche Nutzung. Er mußte den Hof unverändert lassen, durfte ihn nicht veräußern oder durch Erbteilung zersplittern. Wenn auch die Höfe im strengen Sinn nur Pachtgüter auf Lebenszeit und dementsprechend nicht erblich waren, so sind sie dieses in Wirklichkeit doch immer gewesen, und zwar geschah die Vererbung nach Jüngstenrecht.

Für die Überlassung des Hofes verlangte der Fürstbischof als Grundherr eine jährliche Abgabe, das war die Pächte, auch Kanon, Zins oder Heuer, sowie Rente und Gefälle genannt. Sie richtete sich nach der Größe und Leistungsfähigkeit des Hofes und betrug im Durchschnitt bei halben Höfen 1-3 Taler. An „ständigen Gefällen“ erbrachte Stukenbrock 71 Taler im Jahre 1745 und 62 im Jahre 1776. Sie waren im Frühjahr zu entrichten als Maibede und Kuhgeld und im Herbst als Herbstbede und Dienstgeld.

Beim Tode des Eigenbehörigen oder seiner Frau mußte der Sterbfall oder das Mortuarium entrichtet werden. Es sollte damit bekräftigt werden, daß dem eigenbehörigen Bauern der Hof nicht gehöre und jetzt eigentlich an den Grundherrn zurückfallen müsse. Bei Bokelmeier gebührte dem Kloster neben dem Sterbfall ein Pferd, wenn der Meier, und eine Kuh, wenn die „Meiersche“ gestorben war.

Eine weitere Abgabe war der Weinkauf (Gewinngeld). Er war eine Anerkennungsgebühr für die Übertragung des Hofes an den neuen Meier, die uns heute noch geläufig ist bei dem Abschluß eines Dienstvertrages. Nach dem Bericht des Vogtes Dietrich Thorwesten vom Jahre 1670 zahlten die halben Höfe, wenn sie in gutem Zustand waren, an Weinkauf und Sterbfall je 20 Taler höchstens, je zur Hälfte beim Tode des Meiers und der „Meiersche“. In den Jahren 1797 bis 1802 kamen insgesamt an Weinkäufen ein 48 Taler, im Jahre 1776 139 Taler. Weinkauf und Sterbfall bedrückten den Hof, weil sie zur Zeit des Erbanges zu leisten waren. Bokelmeier hatte neben dem Weinkauf noch das „Kappengeld“ von 10 bis 12 Taler an das Kloster Marienfeld abzuführen.

Wenn von auswärts nach hier jemand zuzog, mußte er den Einzugstaler entrichten. Das verstand sich aber nur von solchen, die „in eigener Kost und Geschäften“ sich hier niederließen, also „Mitgenossen an Wasser und Weiden“ wurden, nicht von Knechten und Mägden, die in fremde Dienste traten.

Wollte ein Eigenbehöriger aus dem Eigenbehörigkeitsverhältnis austreten, so konnte

er sich freikaufen. Dann wurde gegen entsprechende Bezahlung ein Freibrief ausgestellt. In dem schon vorhin erwähnten Freibrief der Klara Angela Welschmeier heißt es, „daß sie des Eigentums entlassen, frei, ledig und losgebunden sei, daß sie freier Leute Rechts und Gerechtigkeit genießen, in Städte, Flecken und alle freien Orte sich begeben und alles tun und lassen könne, was einer freien Person anstehe und gebühre, daß sie nunmehr aber von dem Hof Welschmeier auch nichts mehr zu fordern habe.“

Neben diesen grundherrlichen Abgaben mußte noch der Landschatz entrichtet werden, eine öffentliche Abgabe wie unsere heutigen Staatssteuern, den der Bischof als Landesherr, nicht als Grundherr forderte und der dementsprechend auch von Gaukstert und Bokelmeier zu entrichten war.

In Stukenbrock mußten 1797 an Landschatz, „weilen die Gründe so schlecht seien, daß die besten Vermögen mit den schlechten Kleigründen gar in keinen Vergleich zu bringen sind“, von jedem Morgen nur 1 Pfennig bezahlt werden.

Außerdem gab es noch den Kopfschatz, der nur bei besonderen Gelegenheiten erhoben wurde.

1735 gab es hier 279 Bienenkörbe, von denen insgesamt 1 Taler, 2 Groschen und 3 Pfennig abzuführen waren.

Eine sehr ergiebige Quelle waren die Strafgeder oder Brüchte. Sie waren sehr hoch bemessen. Im Jahre 1596 gingen im Amt Neuhaus 1537 Taler für Brüchte ein, während für Weinkäufe, Sterbfälle und Freilassungen nur 1166 Taler einkamen. Ein Heuerling bei Mertens wurde mit 12 Talern 10 Groschen 6 Pfennig bestraft. Er brauchte die Brüchte nicht zu zahlen, weil er 2 Tage am Schandpfahl gestanden.

Der Fürstbischof als Obereigentümer beanspruchte auch das Eichenholz, sowohl das, was auf der Gemeinheit, als auch das, was auf den Grundstücken der Eigenbehörigen stand. Es war nicht erlaubt, ohne Anweisung durch den Vogt auch nur „einen drügen Hellerr“ von den Bäumen zu schlagen. Der Vogt erhielt für die angewiesenen Bäume das Stammgeld, das Holz selbst kostete nichts.

Nicht einmal die Eicheln für die Mast waren frei. Für jedes Tragschwein mußten 3 Schilling gezahlt werden. Jeder durfte nur eine bestimmte Zahl in die Mast treiben. Wer Schweine für die Mast annahm oder kaufte, verlor sein Mastrecht und wurde bestraft.

Neben den Abgaben gab es noch die Hand- und Spanndienste. Welschmeier als Vollmeier mußte im Sommer und Winter mit 2 Pferden dienen, die 12 halben Höfe im Sommer mit je 2 und im Winter mit einem und die 4 Viertelmeier im Sommer und Winter mit je einem Pferde, so daß sie im Sommer insgesamt 5, im Winter 3 Wagen mit je 6 Pferden stellen mußten. Sie waren pflichtig, wie es die Gelegenheit erforderte, ihr Dienst war also nicht bemessen.

Während ursprünglich zu den Spanndiensten wohl die Bewirtschaftung der fürstbischöflichen Güter gehörte, bestand der Spanndienst später in Heideführen zum fürstbischöflichen Marstall, und zwar mußten fahren: der Vollmeier 9, die Halbmeier je 6 $\frac{1}{2}$ und die Viertelmeier je 4 $\frac{1}{4}$ Fuder, für das sie je 2 Schilling erhielten.

Daneben gab es noch die burgfestlichen Fuhren zur Instandsetzung der Burgen, Kriegsfuhren usw. Der Fürstbischof verlangte sie als Landesherr, darum mußten auch Gaukstert und Bokelmeier sie leisten. Sie hatten wie Welschmeier je 2 Pferde zu stellen. Auch Kötter mit 2 Pferden waren zu den Spanndiensten verpflichtet.

Zu den Handdiensten waren auch die verpflichtet, die keine Pferde hatten. Von den neuntägigen Diensten waren frei: der Untervogt, der Kötter Schröder, der bei der Jagd oder sonstigen schleunigen Aufgeboten dem Untervogt behülflich war, und der Halbmeier Fockel, der das geschossene grobe Wild, wie Rehe, Hirsche und Schweine, nach Neuhaus brachte, wofür er für jedes Pferd $\frac{1}{30}$ Scheffel Hafer und 1 Schilling als Zehrgeld erhielt.

DIE BÄUERLICHE WIRTSCHAFT

Die Senne war Weideland. Dementsprechend war die Viehwirtschaft die Lebensgrundlage der Sennebewohner. Das Vieh allerdings war, an den heutigen Schlägen gemessen, klein und unansehnlich. Von den Kühen konnte man bei den schlechten Hudeverhältnissen keine große Milchleistung erwarten, zumal es schon ein gutes Ergebnis war, wenn man sie ohne Verlust durch den Winter brachte. Die Schweine wurden trotz der Eicheln- und Bucheckernmast im Herbst nicht in einem Jahre schlachtreif. Das genügsame Schaf war wegen seiner Wolle ein geschätztes Haustier.

Die ackerbaulich genutzte Fläche war sehr gering, wie aus dem nachstehend aufgeführten Verzeichnis von 1672 „Was die Eingessenen von Stukenbrock an Ländereien und Wiesen zu gebrauchen haben“ hervorgeht.

	Saatland		Heuwachs	
	Morgen	Gart	Morgen	Gart
Meier zum Bokel				
Welschmeier	16		-	
Fockel	44		6	
Lümmer	21		5	
Tölke	23		3	
Dorenkamp	30		4	
Brechmann	9		5	
Haverland	16		3	
Trapphof	16		-	
Kipshagen	22		-	
Otten	22		3	
Brockschmidt	23		-	
Sieweke	26		-	
Kruse	12		2	
Mertens	12		4	
Henrichsmeier	14		2	
Speller	14		3	
Schröder (jetzt Pastorat)	11		1	
Berend	9		-	
Pläßborries	9		2	
Brinkgert	5		-	
	9		-	

	Saatland		Heuwachs	
	Morgen	Gart	Morgen	Gart
Forell	7		-	
Vimmerten	4		-	
Henrich bei der Merlage *	4		-	
Scheips	5		-	
Krümml	5		-	
Hessen oder Sander	2		-	
Gerkens bei dem Haverlande	2		-	
Henrich Frische oder Fiekens	3		-	
Cort im Garen	-	2	-	2
Gerdt Fockel bei der Forell	3	-	-	-
Deppe, Merten	2	2	-	-
Johann Klöpffer	3	2	-	-
Henrich Otte	3		-	-
Johann Brechmann	2		-	-
Henrich Gees	5		-	2
Evert Freitag (Westermeier)?	1		-	-
Bories, Merten (Burs)	2		-	-

* wohl Mergela, ein kleiner Sammelbach. Nach ihm ist die Mergelaer Heide benannt.

Es will uns fast als unmöglich erscheinen, daß man davon leben konnte, wenn man die schlechten Ernteerträge der damaligen Zeit berücksichtigt und sich vor Augen hält, daß ein Drittel des Ackerlandes als dauernde Brache noch in Abzug zu bringen ist. Der Schreiber des Verzeichnisses klagt, daß in Stukenbrock sehr schlecht und unträglich Land sei, die Einwohner von ihren Ländereien nicht leben könnten, sondern die Früchte zur Saat wie zur Leibesnotdurft von anderen suchen müßten.

An Getreide wurden gebaut Roggen, Hafer und Gerste. Der im 15. Jahrhundert aus Asien eingeführte Buchweizen wurde wegen seiner anspruchslosigkeit an den Boden für die Senne die wichtigste Fruchtart. Es fehlten aber noch Futterkräuter und unsere heute wichtigste Sennefrucht, die Kartoffel. Darum ist es verständlich, daß, wenn das Korn auswinterte oder wegen Trockenheit nicht gedieh, der Hunger an die Tür klopfte.

Die Erträge des Ackerbaues waren gering. Jahrhundertlang machte die Landwirtschaft betriebswirtschaftlich keine Fortschritte. Man säte jahraus, jahrein dasselbe Saatgut, eine Veredlung kannte man nicht. Vor allem aber fehlte, da man das Vieh fast das ganze Jahr in die Heide trieb, der für den Acker so nötige Dünger. Wir können es deshalb wohl verstehen, daß um Heideplaggen, dem einzigen Dünger, so erbittert gekämpft wurde.

Der Sennebauer konnte, weil der Mensch von damals genügsam und zufrieden war, recht und schlecht leben, aber wie er dazu noch die mannigfachen Abgaben aufbringen konnte, will uns fast wie ein Rätsel erscheinen.

In einer besonders mißlichen Lage befanden sich die kleinen Kötter, die auch heute noch auf einen zusätzlichen Erwerb angewiesen sind.

Trotzdem ist die Annahme begründet, daß die größeren Höfe, da sie als die älteren den besseren Boden innehatten, bei guter Bewirtschaftung über einen gewissen Wohlstand verfügten. Die Brautschätze lassen das erkennen.

Wie hat sich nun eine allmähliche Besserung angebahnt? Im Laufe der Zeit wurde immer mehr Heide unter den Pflug genommen. Namentlich geschah das, nachdem 1849 die Gemeinheitsteilung die bisher als gemeinsame Hude benutzte Heide in Privateigentum gebracht hatte.

Um mehr Dünger zu bekommen, war es erforderlich, das Vieh im Stalle zu füttern. Aber dazu waren Futterkräuter nötig. Zu den ältesten Futterkräutern in Sandgegenden gehört wohl der Spörgel. Als weitere Futterpflanze wurde die Steckrübe angebaut, und zaghaft hielt in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auch die Kartoffel — was wäre die Senne heute ohne die Kartoffel! — ihren Einzug. Da sie in den Heereslieferungen des Siebenjährigen Krieges nicht erscheint, ist anzunehmen, daß sie hierzulande damals wenig oder gar nicht angebaut wurde. Zum ersten Male hören wir in unserer Gegend von der Kartoffel im Jahre 1605, als der Neffe des Fürstbischofs Theodor von Fürstenberg dem Grafen von Rietberg mehrere „Tartoffli“ sandte — als Blumenpflanzen. (Schniedertüns in „Hövellhof“.)

Einer Ausweitung des Pfluglandes diene der Fortfall der Brache. Man ging, was nur durch den vermehrten Düngereinsatz möglich war, von der Dreifelder- zur Fünffelderwirtschaft über, die nur alle 5 Jahre eine Bodenruhe vorsah. Die Erforschung der Bodenchemie durch Justus von Liebig und die Einführung des Kunstdüngers in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erst machten die Brache vollständig überflüssig.

Die für den Ackerbau nicht geeigneten Flächen wurden im 18. Jahrhundert mit Kiefern aufgeforstet. 1676 wird vom Thorwestenhof berichtet, daß auf dessen Gründen allerhand Eichen, Buchen, Birken und Erlen wüchsen, und beim Bokelhof ist 1717 auch nur von Eichen und Buchen die Rede. Die Kiefer, heute der charakteristische Sennebaum, ist als letzte Baumart in die Senne eingezogen.

Durch die Aufforstungen hat sich das Landschaftsbild der Senne grundlegend geändert. Ein Blick von der Höhe des Teutoburger Waldes bei Oerlinghausen zeigt das: nach der fruchtbaren lippischen Seite hin baumlose Getreidesteppes, über die Senne hin baumreiche Parklandschaft.

KINDESTEILE UND BRAUTSCHÄTZE

Das Leben der früheren Zeit verlief in viel stärkerem Maße als heute in Bahnen, die durch Sitte, Brauch und Gewohnheit vorgezeichnet waren. Kindesteile und Brautschätze, Leibzucht und Altenteil regelten sich nach altem Herkommen.

Vor dem Jahre 1724 wurden „die Eheverordnungen meistens ohne Zuziehung der Guts- und Eigentumsherrn von Pfarrern, Küstern und anderen in diesem Werk unerfahrenen Leuten“ aufgestellt, was oft zum Verderb der Güter und zu verdrießlichen Prozessen führte. Nach einem fürstbischöflichen Edikt vom 21. 11. 1724 sollten in Zukunft die Verschreibungen nur schriftlich unter Zuziehung des Eigentumsherrn erfolgen.

Wer dem entgegenhandelte, sollte 10 Goldgulden Strafe bezahlen und die Verschreibung sollte null und nichtig sein. Die bisher zur Aussteuer gehörigen Pferde, Kühe und Schweine, auch der Roggen und der halbgeschmiedete Wagen sollten abgeschafft werden, doch scheint man sich, wie aus dem Verzeichnis weiter unten hervorgeht, nicht danach gerichtet zu haben. Es sollten höchstens gegeben werden: von einem vollen Meierhof 150 Taler und ein voller Brautwagen, von einem halben Meierhofe 80 Taler und ein voller Brautwagen, von einer Bardenhauerstätte 50 Taler und ein halber Brautwagen, von einer Kötterstätte 40 Taler und von einer neuen Zulägerstätte 5 Taler und eine Kuh. Von einer ganz geringen Stätte sollten die Kinder nur „von und zum Herrn geschafft werden“, also keine Mitgift erhalten. Wer den Brautschatz länger als 10 Jahre stehen ließ, sollte seiner verlustig gehen.

Nach Aussage der beiden Vorsteher Welschmeier und Lümmer vom Jahre 1790 gehörte in Stukenbrock auf einen Brautwagen von einem halben Meierhof:

1. an Vieh: 1 Pferd, 3 Kühe, 3 Rinder und 6 Schweine.
2. ein halb geschmiedeter Wagen.
3. an Hausgeräten: 1 Kleiderschrank, 1 Koffer (wenn ein Kleiderschrank mit 2 Türen gegeben wurde, konnte der Koffer wegbleiben), 1 Stanne (Tonne), 1 Topf, 1 Mehlkübel, 1 Butterkerne, 1 Eimer, 1 Hanfracke, 1 Salzfaß, 1 Topfbrett, darin gehörten 8 irdene Becken, 8 Schüsseln, 8 Teller und 8 hölzerne Löffel, 8 Stühle, 1 Hechelstuhl mit Hechel, 1 Spinnrad mit Diesen und Haspel, 1 Hackbrett mit 2 Hackmessern, 1 Tisch, 1 Dreschflegel, 1 Besen, 1 Harke, 1 Röste, 1 Kohltopf, 1 kupferner Suppenkessel, 1 Tonne, 1 eiserne Forke, 1 Seite Speck, 6 Scheffel Roggen mit einem neuen Sack, 1 Bettstelle, 1 Barchent-Ober- und Drell-Unterbett mit Pfühl und ein Barchent-Kissen.
4. an Leinen: 8 Bettlaken (halb fein, halb grob), 8 Handtücher, 8 Tischtücher, 8 gewöhnliche Hemden, 8 feine Halstücher, 8 Frauenmützen (halb fein, halb grob), 2 Ehrenkleider, alles frei von und zum Herrn.

Eine Mannsperson erhielt nur ein Ehrenkleid und statt 8 Mützen einen neuen Hut. Die hölzernen Geschirre, wie Stannen, der Suppenkessel und Kohltopf brauchten bei einem Halbmeierhofe nicht die Maße wie bei einem Vollmeierhofe zu haben.

Nach alter Gewohnheit konnte den Mannspersonen vom Brautwagen abgezogen werden: ein Spinnrad mit der Diesen, ein Hackbrett mit den Hackmessern, eine Butterkerne, ein Eimer, ein Kessel, ein Kohltopf und eine Stanne. Weil man dies aber für unbillig hielt, sollte in Zukunft im hiesigen Kirchspiel keiner diesen Abzug mehr machen.

Die Kindesteile konnten nur bei Heiraten gefordert werden. Der Kolonatsbesitzer war nicht berechtigt, seinen Geschwistern, wenn sie auf dem Hofe blieben, gegen ihren Willen das Kindesteil auszuzahlen und sie damit einer ungewissen Zukunft zu überantworten. Starb ein unverheiratetes Kind auf dem Hofe, so fiel sein Kindesteil an das Kolonat zurück.

Am Tage vor der Hochzeit wurde der geschmückte Brautwagen mit „musikalischer Begleitung“ zum neuen Hofe gefahren.

Übernahme der Anerbe das Kolonat, so erhielt der frühere Inhaber die herkömmliche Leibzucht. Diese bestand:

1. aus einem Leibzuchthaus, wenn ein solches vorhanden war. Dieses mußte von dem neuen Besitzer erst in einen guten bewohnbaren Stand gesetzt werden. Die weitere Unterhaltung des Hauses oblag dem Leibzüchter. War kein Leibzuchthaus vorhanden, so behielt der Leibzüchter das halbe Wohnhaus, hatte ferner noch den Vorzug, die von ihm bewohnte Stube zu behalten. Von den übrigen Gebäuden, wie Schuppen, Backhaus, hatte er den Mitgebrauch.
 2. Der Leibzüchter erhielt den 3. Teil sämtlicher Gärten und den 6. Teil des Pflugackers und war von allen Abgaben frei.
 3. Die Hälfte der Haus- und Küchengeräte.
 4. den 3. Teil von sämtlichem Vieh.
- Beackerte der Leibzüchter sein Land selbst, so erhielt er das Handtief und das Vordergestell von Wagen und Pflug, sowie Mitrecht beim Brunnen.
5. Der Kolonatshirte mußte des Leibzüchters Vieh unentgeltlich mit auf die Kolonatsweide treiben.
 6. An den Markberechtigungen (z. B. der Plaggenmahd) war der Leibzüchter mit einem Fünftel beteiligt.
 7. Vom Holze hatte er Mitbrauch, d. h. wenn genügend vorhanden war.
 8. Bei größeren, bisweilen auch bei kleineren Besitzern, mußte der Kolon dem Leibzüchter das Land frei beackern.
 9. Die Teilung geschah von Hudevorstehern und 2 Ortstaxatoren wie folgt: Die Teiler fingen bei einer beliebigen Stelle an, zählten erst dem Kolon 5 Stücke Land ab, dann dem Leibzüchter eins, bis sämtliches Land geteilt war. Ebenso verfahren wurde bei der Teilung der Wiesen und des Gartenlandes; davon der Leibzüchter den 3. Teil erhielt.
 10. Wurde Jakobi (25. Juli) die Teilung vorgenommen, so wurden die Feld- und Gartenfrüchte ohne Berücksichtigung der Ländereien geteilt, d. h. der Leibzüchter erhielt $\frac{1}{6}$ der Feld- und $\frac{1}{3}$ der Gartenfrüchte.
 11. Der Leibzüchter stand im Rechte, alle übernommenen Haus- und Küchengeräte zu verbrauchen. Sie waren also sein volles Eigentum. Dasselbe galt auch von dem Vieh. War ein Gerät zerbrochen oder abgenutzt, so konnte er unentgeltlichen Ersatz verlangen.
 12. Wurde der Leibzüchter alt und kränklich oder hatte er alle abgenommenen Gegenstände verzehrt, so stand er im Rechte, auf das Kolonat zu ziehen und dort standesgemäße Pflege zu fordern.
 13. Die Sorge für die auf dem Kolonat erzeugten Kinder fiel dem Kolonate und nicht dem Leibzüchter zur Last.
 14. Jeder Eheleib einer Leibzucht erhielt die volle Leibzucht bis zum Tode. Dann bekam der Kolon alle Leibzuchtgegenstände, wie auch die Kleidung der Verstorbenen zurück. Er mußte aber den Leibzüchter anständig begraben und die üblichen Messen lesen lassen.

Jeder Hof hatte um seine Hausstätte seine Feldmark, umgeben mit Wall und Hecke. Alles, was innerhalb der Umwallung lag, lag im „Binner“.

Zwischen den Höfen und außerhalb dieser lagen noch weite Heideflächen, die als gemeinsame Viehweide und als Plaggenmahd benutzt wurden. Das war die „Gemeinheit“, eben weil sie allen gemeinsam gehörte, oder die Mark. — Die gemeinsame Hudebenutzung band die Dorfbewohner aneinander. Die Regelung und Überwachung oblag den beiden „Vorstehern“. Sie waren nicht Verwalter der Dorfangelegenheiten im heutigen Sinne, sondern Genossenschaftsvorsteher und namentlich Vertreter der Hudeinteressen.

Die „Gemeinheit“ diente nicht nur zur Hude, sondern ebenso wichtig war sie für den Plaggenhieb. Das Stroh war spärlich und reichte weder zur Streu noch zur Ackerdüngung. Die Heide war deshalb als Viehweide wie für Plaggenmahd eine Lebensnotwendigkeit. Wer in der Senne Bauer sein wollte, der mußte das „Heidesiebet“ schwingen können.

Nach einer Aufstellung des Vogtes Konrad Thorwesten war die Stukenbrocker Gemeinheit in 6 Hudebezirke eingeteilt, und es war genau geregelt, welche Höfe in den einzelnen Bezirken hudeberechtigt waren. Ein besonderer Hudebezirk war das Brechmerholz, in dem die umwohnenden Kolonen hudeberechtigt waren. (s. „Weiteres Wachsen“)

Außerdem hatten die Stukenbrocker schon seit alten Zeiten ihre Pferde, Kühe, Schweine und Schafe auf der nahe angrenzenden lippischen Heide bis zum Hellweg für sich allein und bis zum Teutoburgerwald mit den Meiern von Stapelage und dem Schapeler und den Pächtern von Lopshorn friedlich nebeneinander gehütet, auch dort Plaggen gehauen und Brenntorfe gestochen. Dieses Recht reichte bis in die Anfänge der Gemeinde zurück. In der Urkunde von 1279 heißt es, daß des Bischofs Neubauern in Brechtme ihre Weiden mit dem Kloster gemeinsam benutzen sollten, außer zur Zeit der Eichellese, wo jeder auf dem Seinigen bleiben müsse.

Aber in diesem Gemeinsamen lag für die Zukunft eine Unklarheit, die bei stärkerer Besiedlung zu Streitigkeit führen mußte. Um 1279 allerdings drängten sich die Herden noch nicht, die Senne war groß und die Besiedlung gering. Auch als 1567 die Grenze genau festgesetzt wurde, sah man diese von Stukenbrocker Seite nur als Scheidelinie der gerichtlichen Zuständigkeit, nicht als Hudegrenze an, was später von lippischer Seite bestritten wurde.

Erste Meinungsverschiedenheiten ergaben sich nach 1700. Da fing man lippischerseits an, die Stukenbrocker aus ihren alten Weideplätzen zu verdrängen. Als 1712 7 Stukenbrocker Meiern vom Oberförster in Lopshorn von 40 gepfändeten Schafen 6 nicht zurückgegeben wurden, strengten „Sieweke und Konsorten“ einen Prozeß beim Reichskammergericht in Wetzlar an, der 1715 mit der Verurteilung des lippischen Grafen zu 10 Mark und Rückgabe der Pfänder endete. Während des Prozesses kam ein kaiserlicher Kammerbote über Detmold nach Stukenbrock geritten, um die Gerichtsgebühren in Höhe von 23 Taler, 18 Groschen einzufordern. An Reisekosten (28 Meilen), und an Wartegeld für 7 Tage mußten 17 Taler 1 Groschen entrichtet werden.

Eine Konferenz im Jahre 1715 zwischen Vertretern Lippes und Paderborns in Dedinghausen bei Schlangen brachte in den Hudestreitigkeiten keine endgültige Entscheidung. In dem Schlußprotokoll wurde zwar angenommen, daß Stukenbrock die Mithude bis an den Hellweg hätte, aber nicht beweisend, so daß die Frage der Hudeberechtigung weiterhin offenblieb.

1742 hatte der Oberförster wieder Vieh gepfändet. Der Geheime Rat in Neuhaus verfügte, die im Hochstift angetroffenen lippischen wilden Pferde bis zur Rückgabe des Viehes zum Marstall nach Neuhaus zu bringen. Einige Tage später sollten die Stukenbrocker auf Anordnung des Geheimen Rates in Neuhaus die Pferde wieder zurückgeben, ohne ihr Vieh zurückhalten zu haben. Weil sie dem Befehl nicht Folge leisteten, wurden sie zu einer Strafe von 50 Goldgulden bestraft, die auf Bitten „der armen Untertanen“ auf 15 Gulden ermäßigt wurden.

Die Dedinghauser Konferenz hatte keine endgültige Klärung der Hudegerechtigkeiten gebracht. In der Folgezeit trat zwar eine gewisse Beruhigung ein, aber ganz hörten die gegenseitigen Reibereien nicht auf.

Eine Verschärfung der Gegensätze trat um 1780 herum ein. Die Zeiten waren vorüber, in der Stukenbrock die einzige Gemeinde innerhalb des Sennegebietes war. In Hövelhof werden schon 1584 zehn „Sennemeggens“ genannt. Haustenbeck war 1659 entstanden und hatte sich zu einem stattlichen Gemeinwesen entwickelt.

Nun fing man lippischerseits an, auch in den „Dören“ ein neues Dorf anzulegen, das spätere Augustdorf. 1775 hatte der erste Ansiedler, August Simon Strauß von Pivitsheide, in der Dörenschlucht seinen kümmerlichen „Dörenkrug“ aufgemacht. In den nächsten Jahren war noch ein weiteres Haus dort entstanden. Als nun im Jahre 1782 ein drittes Haus für einen kaiserlichen Werber dort errichtet werden sollte, wurde man in Stukenbrock hellhörig, es könne bei stärkerem Anbau in seinen Hudegerechtigkeiten geschmälert werden. Der Vogt berichtete der fürstbischöflichen Regierung, und es wurde ihm befohlen, auf der Hut zu sein, damit dem „schadhaften lippischen Vorhaben“ frühzeitig Einhalt geboten werden könne. Man wollte einen weiteren Anbau auf jeden Fall verhindern. Aber es ist nicht nur ein drittes Haus gebaut worden, sondern noch ein ganzes Dorf entstanden. Nach 1800, als Augustdorf wie man das Dorf später nach dem Landesherrn nannte, sich schon mächtig angebaut hatte, spitzte sich die Lage unten den Nachbargemeinden mehr und mehr zu und erreichte 1810 in förmlichen Dorfschlachten ihren Höhepunkt. Es fing damit an, daß am 25. Juni 1810 dem Henrich Bories von 10 mit Schuten, Forken und Stöcken bewaffneten Augustdorfern, nahe an der Landesgrenze ein Rind gepfändet wurde. Am selben Tage zeigten Konrad Sieweke, Jost Herm Klöpfer, Knepper und Kolon Mertens ebenfalls an, daß ihnen ein ganzer Haufen gleichbewaffneter Augustdorfer 4 Stück Hornvieh mit Gewalt weggetrieben hätte. Fälle dieser Art häuften sich. Auch die Trockenstapel von Torf und Heidestreu waren von räuberischen Zugriffen nicht mehr sicher. Das Streben auf lippischer Seite ging ohne Zweifel darauf hinaus, Stukenbrock in seinen Hudegerechtigkeiten auf die Landesgrenze zurückzudrängen. Die Stuken-

brocker wollten sich so ohne weiteres ein jahrhundertaltes Recht nicht nehmen lassen. Sie beeilten sich, es den Augustdorfern in der Pfändung und Wegnahme von Vieh gleichzutun. Als man sich über alte Fütterungskosten nicht einigen konnte, brachen in einer Nacht die Stukenbrocker einen Augustdorfer Schafstall ab und fuhrten in mehr als 100 Wagenladungen — so behaupteten die Augustdorfer — Holz und Steine fort, die sie in die Erde vergraben oder zum Bau neuer Häuser verwandt hätten.

Der Pfändung und Gewalttat auf der einen Seite folgte in Kürze eine solche der anderen. Wie die Bauern mit Forken und Pfändungen, so stritten die beiderseitigen Amtspersonen mit langen Rechtsdarlegungen. Aber man kam vernünftigerweise bald zu der Einsicht, daß es so nicht weitergehen könne. Dem „Maire“ Welschhof wurde anbefohlen, den mit den Augustdorfern im Streite liegenden Stukenbrockern unter Strafandrohung bekannt zu machen, daß sie bis zur Schlichtung durch eine unparteiische Kommission nur auf den unbestrittenen Distrikten hüten und Plaggen mähen dürften. Ihnen wurde zugesichert, daß ihre Interessen in jeder Hinsicht gewahrt würden. Aber die Stukenbrocker kehrten sich nicht an den Befehl und erklärten offen, daß sie diese Anordnung ihrer Obrigkeit nicht befolgen würden. Die Augustdorfer suchten Hilfe bei ihrer Landesmutter: sie hätten hier nur gebaut in der Annahme, daß sich die Hudegrenze mit der Landesgrenze decke.

Inzwischen ging der Hudekrieg lustig weiter. Stukenbrock hütete nach wie vor im strittigen Gebiet. Vor Pfändungen schützte man sich, indem das Vieh oft von hundert Mann bewacht wurde, so daß eine Pfändung „nicht ohne Mord oder größere Schlägerei ausgehen würde“. Trotzdem wiederholten sich Übergriffe in geeigneten Augenblicken und nahmen den Landfrieden bedrohende Form an, wenn die Stukenbrocker in großen Trupps und mit Knütteln bewaffnet die Augustdorfer bis in ihr Dorf verfolgten und sie durch Schimpfworte herausforderten.

Wie der nördliche Teil des Dorfes seinen Krieg mit Augustdorf hatte, so hatte der südliche es mit Haustenbeck zu tun, und dort ging es nicht minder heiß zu. Die Zwistigkeiten forderten dringend einen Vergleich. Erschwert aber wurde eine Einigung durch die politischen Verhältnisse jener Zeit. Stukenbrock war im Jahre 1802 mit dem Fürstbistum an Preußen, dann 1807 an das Königreich Westfalen und schließlich nach der französischen Niederlage wieder und jetzt endgültig an Preußen gekommen. Diesem dreimaligen Wechsel schrieb Welschhof es zu, daß die Stukenbrocker Interessen nicht tatkräftig genug vertreten worden seien.

Nach mehrmaligem Versuch kam endlich in einer Verhandlung auf Welschofs Hofe am 30. Juni 1817 eine Einigung zwischen der preußischen und der lippischen Regierung zustande. Bei der Regelung legte man das wirtschaftliche Bedürfnis beider Ortschaften zugrunde, damit deren Fortbestand gesichert bleibe. Um Grenzstreitigkeiten in Zukunft zu vermeiden, wurde ein 2 Fuß tiefer Graben als Grenze der beiderseitigen Gerechtigkeiten ausgeworfen. Die Vergleichskosten betragen für Stukenbrock über 400 Taler, die Kosten für vorausgegangene Pfändungen hatten 200 bis 300 Taler betragen.

DIE JAGDVERHÄLTNISSE

Die Senne war von jeher ein ideales Jagdrevier. In seinen ca. 225 qkm beherbergte es eine Menge Standwild, vom Osning wechselte zudem manch Schwarzkittel und mancher Hirsch herüber.

Über die Jagdverhältnisse in der Senne ist aus alter Zeit wenig bekannt. Im Jahre 1001 erstreckte sich der Forstbann von der Dalbke oder „der nahe dabei entspringenden Lutter“ bis zum Wege nach (Neuen)Heerse.

In der Paderborner Senne hatte der Fürstbischof das alleinige Jagdrecht. Bei günstiger Lage unmittelbar vor der Residenz Neuhaus veranstalteten die Fürstbischöfe hier ihre prunkvollen Hofjagden. Dann hallte die stille Senne wider vom Gekläff der Meute und dem Halali der Jagdhörner.

In den wildreichen Waldungen von Hövelhof erbaute Fürstbischof Adolf von der Recke im Jahre 1661 ein Jagdschloß, das heutige Pfarrhaus, und an das Stukenbrocker Pastorat — im Jahre 1706 mit der Familie Schröder eingetauscht — ließ Fürstbischof Arnold von Wolff-Metternich 1717 sein Wappen schlagen und machte es ebenfalls zu einem Jagdschloß. Um den Wechsel des Wildes zu hindern und den Abschluß zu erleichtern, errichtete man an der Nordseite des Hövelhofers Forstes den sogenannten Wildgraben.

Bei den Treibjagden mußten die Stukenbrocker Eingesessenen Treiberdienste leisten. Wie alle Leistungen des Mittelalters mag auch dies anfänglich eine freiwillige gewesen sein, die aber später gefordert und als Last empfunden wurde. Das Wild wurde mit Klappern aufgeschucht und vor die Schützen getrieben. Der Vogthof mußte je einmal im Sommer und Winter die Hofjäger aufnehmen und ihnen unentgeltlich Essen und Trinken geben. Für die Jagdhunde mußten die Eigenbehörigen das erforderliche Brot hergeben, das der Untervogt einsammelte.

Eine andere beliebte Jagdform war die sogenannte Lappenjagd. Das Wild hielt sich gern in den dichtbewachsenen „Brökern“ versteckt. Diese wurden des Nachts mit an Bändern befestigten Lappen umrandet. Das Wild hat die Eigenart, an den Lappen entlangzulaufen. Durchbrach es diese doch ausnahmsweise, so sagte man: „Es ist durch die Lappen gegangen.“ Das Wild machte natürlich auch vor den Landesgrenzen nicht halt. Infolgedessen herrschte ein dauernder Jagdneid zwischen den Grenznachbarn. In einer Anweisung für eine Treibjagd von 1737 heißt es, es solle kein Alarm gemacht werden, damit die Bauern keinen Bericht nach Lopsborn abstatten könnten, da sonst die Lippischen das Wild abhetzen und das ganze Vorhaben mißlingen könnte.

Von den Wildarten bezeichnete man Hirsche, Rehe, Schweine, Auer- und Birkhähne als grobes Wild, während Hasen, Auer- und Birkhennen, wilde Gänse, wilde Tauben, Schnepfen, Krammetsvögel und Lerchen als kleines Wild galten.

Gesetzliche Schonzeiten im heutigen Sinne kannte man nicht. Doch ruhte die Jagd oft für längere Zeit auf Grund ungeschriebener Vereinbarung, um den Wildbestand zu heben. Auf den Feldern durfte allgemein vor Beendigung der Ernte nicht gejagt werden. In einem Erlasse des Fürstbischofs Wilhelm Anton vom 1. Juni 1769 sind Termine über Eröffnung

und Schluß der Jagd enthalten, die an 3 Sonntagen von der Kanzel verlesen werden mußten.

Für den Forst- und Jagdschutz, aber auch für die Jagd selbst, war hier ein Förster angestellt. Dieser hatte bei Hirschen, Rehen und Schweinen Anspruch auf das sogenannte Jägerrecht (Kopf und Hals bis zur dritten Rippe). An Schußgeld erhielt er für einen Hirsch 1 Taler, für ein Reh 18 Groschen, für ein Hirschkalb 12 Groschen, für ein Schmalteier 24 Groschen, für einen Hasen und für eine Schnepfe je 4 Groschen, für ein Feldhuhn 3 Groschen und für einen Krammetsvogel 1 bis 1½ Groschen. Bauer Fockel mußte das geschossene grobe Wild nach Neuhaus zur Hofküche fahren.

Die Stukenbrocker wollten nicht nur bei den Hofjagden das Wild jagen, das sich zudem das ganze Jahr auf ihren Äckern gemästet hatte, sondern sie glaubten auch Anrecht auf einen gelegentlichen Wildbraten zu haben. 1688 erließ darum Fürstbischof Hermann Werner ein „Verbot wider die heimlichen Schützen in Stukenbrock“. „Nachdem Ihrer hochf. Gnaden zu Paderborn etc. mißfällig vorgekommen, wie daß von einigen Eingesessenen in Stukenbrock die Rehe und Hasen heimlich gepirscht werden und solches strafbare Beginnen gegen die Thättern eifrigst zu ahnden und dieselben zu gebührender Strafe zu ziehen . . .“ Dem Jäger Fockel wird befohlen, auf die Täter fleißig acht zu haben, sich der Person mit Zuziehung nötiger Hilfe zu bemächtigen, die etwa ertappten Täter handfest zu machen und dieselben zu gehöriger Bestrafung „nebst dem Gewehr anhero liefern zu lassen“.

Die Wilderer verurteilte man zu Karrenschieben und zu Zuchthaus. 1792 setzte Fürstbischof Franz Egon besondere Strafen fest, z. B. für unbefugtes Erlegen eines Hirsches 40 Taler, für ein Reh 15 Taler und für einen Hasen 5 Taler. Bei rückfälligen Wilddieben sollte die „Leibesstrafe bei Wasser und Brot auch mit einem nachdrucksamen Willkommen und Abschied geschärfelt werden“.

Schlimmere Wilderer waren die Hofhunde. In einer „Verordnung wider die Eingesessenen zu Stukenbrock wegen Haltung der Hunde von 1703“ wird bemängelt, daß die Hofhunde frei herumliefen, wodurch das Wild verschüchtert „und an andere Orter“ vertrieben würde. Hochf. Gnaden befahl sämtlichen Eingesessenen zum Stukenbrock insgesamt, insbesondere aber den Meiern „Zum Welschen Höfen“, Kipshagen, Gaukstert, wie auch Cordt Welschhof bei 10 Goldgulden Strafe, ihre Hunde auf den Höfen zu halten und nicht auf den „Brökern“, wie bisher geschehen, herumlaufen zu lassen. Den Meiern, Halbmeiern und Köttern wird befohlen, auf jedem Hof nur einen Hund zu halten und jedem gemäß der Polizei- und Holzordnung einen Knüppel zu ¾ Ellen anzuhängen. Der Vogt sollte auf diesen Befehl fleißig achten und die Übertreter zu gehöriger Bestrafung melden.

In einem Erlasse von 1721 verfügte Fürstbischof Clemens August, daß das Gebot der Verstümmelung am Vorderfuß erfüllt und streng gehandhabt werden solle, widrigenfalls eine Strafe von 3 Goldgulden zu erwarten sei. Diese barbarische Verordnung, nach der Hunden das untere Glied eines Vorderfußes abgeschnitten werden mußte, gestattete einen Einblick in den Geist der damaligen Zeit.

VON KIRCHEN UND GEISTLICHEN

Die erste Siedlung in Brechtme wuchs sich allmählich durch Zuzug neuer Siedler — „des Bischofs Neubauern“ — zu einer echten Dorfgemeinschaft aus. So war die Notwendigkeit einer Kapelle gegeben, die bei der Grenzfestsetzung des Hofes Stapelage durch Bischof Otto von Rietberg 1279 erwähnt wird. Die Grenze verlief bis zum Friedhof der Kapelle, „cymeterium capellae“, und in der Urkunde von 1281, in der derselbe Bischof ein Grundstück zum Nutzen des Bokelhofes vertauschte, erhielt er ein anderes in der Nähe der „ecclesia et cymeterium“, der Kirche und des Friedhofs zu Bregmen. Wo diese Kapelle gestanden hat, ist urkundlich nicht bekannt. Doch wäre sie vielleicht in der Nähe des alten Brechtme, dem späteren Brechmer Holz, an der Rammelstraße zu suchen. Dort befand sich nach der Gründung der Pfarrei bis 1706 die Pfarrerwohnung, in dem 1910 abgebrannten Schröderschen Hause. Man zeigt dort (hinter dem Eckernkrug) noch ein Grundstück, wo die Kirche angeblich gestanden hat und will dort Knochenreste gefunden haben, was auf eine die Kapelle umsäumende Begräbnisstätte schließen läßt. Pfarrkirchlich gehörte Stukenbrock zu dieser Zeit wohl schon zu Oerlinghausen, wie die Unterschrift des Pastors Alexander bei obiger Grenzfestsetzung vermuten läßt.

Ob auch einmal kirchliche Beziehungen zwischen Stukenbrock und der Boker Kirche bestanden haben, wie eine Sage angibt (Dr. Tönsmeier im Heimatborn, 11. Jahrg. Nr. 10), läßt sich urkundlich nicht belegen. Die Boker Kirche, der Bischof Badurad vermutlich schon 836 die Gebeine des hl. Landolin schenkte, war eine der bedeutendsten und angesehensten der Gegend. Da die Sage an sich Interesse verdient, soll sie hier mitgeteilt werden: Der Besitzer des Wäls (Welschmeier) und Bokelhofes seien zum sonntäglichen Gottesdienst nach Boke geritten, und sobald sie als die am entferntest Wohnenden vom Küster auf dem Kirchturm gesichtet worden seien, habe die kirchliche Feier ihren Anfang genommen. Der Pfarrer habe neben seiner amtlichen Tätigkeit das Handwerk eines Wagners ausgeübt und jeden Tag ein Rad gemacht. Daraus habe er ersehen, wie weit es in der Woche gewesen sei. Eines Tages habe ihm der Küster eins gestohlen, da sei er in der Zeit verkommen, und man habe ihn des Sonntags in der Werkstatt angetroffen.

GRÜNDUNG DER PFARREI UND DER KIRCHE

Die kirchlichen Neuerungen, die mit dem Anschlag der 95 Thesen Luthers an der Schloßkirche in Wittenberg ihren Anfang nahmen, haben auch in unser stilles Sennedorf ihre Wellen geschlagen und grundlegende Veränderungen im Kirchenwesen mit sich gebracht. Das kam daher, daß sich Lippe und damit auch Oerlinghausen der Lehre Luthers anschloß.

Über die damaligen Verhältnisse gibt ein leider undatierter Bericht des Jesuiten Thorwesten, eines Bruders des Vogts Gerdt Thorwesten, Aufschluß: Die Stukenbrocker Pfarre ist angefangen ums Jahr 1611. Zuvor ist alle Zeit Oerlinghausen ihre Pfarrkirche gewesen.

Sie seien bei der geblieben, bis der Calvinismus (reformierte Lehre, eine Abart der Lehre Luthers) von Graf Simon VI. (1565—1613) dort eingeführt wurde. Da verbot der Fürstbischof Theodor (Dietrich) von Fürstenberg, „der den Calvinismus haßte“, den Stukenbrockern, weiterhin nach Oerlinghausen zur Kirche zu gehen, sondern nach Neuhaus oder Delbrück, beide 2 Meilen Weges abgelegen. Dieser Zustand hat wohl 4 Jahre gedauert (1607—1611?), denn er klagt, es seien in dieser Zeit wenige in die Kirche gekommen. Von seinem Bruder Vogten auf diesen betäubten Zustand aufmerksam gemacht, sei er mit seinem Rektor Hermann Baving von Paderborn nach Stukenbrock gegangen, um die Kapelle, in der der lutherische Prädikant (Prediger) viermal im Jahre zu predigen pflegte, auf Grund der Privilegien der Gesellschaft Jesu neu einzuweihen. Die Leute seien daraufhin so fleißig zur Kirche gekommen, daß sie von Ihrer Fürstlichen Gnaden geistliche Hilfe begehrten hätten. Er und andere seien an Sonn- und Festtagen des öfteren nach hier geschickt worden, so daß die Leute nach kurzer Zeit beinahe alle den katholischen Glauben wieder angenommen hätten. Von seinen Verwandten und vom Paderbornschen und Hildesheimischen Kollegium habe er Alben, Kelche, Meßgewänder und dergleichen Paramente für obige Kirche erbettelt. Von ihr schreibt er: „Unmöglich den Stukenbrockern wegen Armut die Kirche zu reparieren, welche dachlos und ohne Fenster ist.“ Das soll wohl heißen, daß Dach und Fenster schadhhaft waren, denn sie ist, wenigstens zunächst, weiterbenutzt worden, wie das „neu eingeweiht“ erkennen läßt. Offenbar handelt es sich um dieselbe Kapelle, die nach Butterweck „Geschichte der lippischen Landeskirche“ 1595 von der gesamten Pfarrgemeinde Oerlinghausen unterhalten werden mußte. Noch 1590 hatte sie der Pastor Stratmann von Oerlinghausen ausbessern lassen.

Damit die Stukenbrocker „beim Besuche fremder Pfarrkirchen nicht in schwere ketzerische Irrthumb und Unglauben“ gerieten und „darin mehrenteils noch stecken möchten“, mußten zunächst Einkünfte für einen eigenen Seelsorger geschaffen werden. Am 5. 12. 1614 befahl Dietrich von Fürstenberg aus „bischöflich-väterlicher Vorsorge und um Rettung ihres Seelenheils“ dem Vogt Gerdt zur Westen, „auf einem best bequemsten Orte mit Zutun sämtlicher Untertanen von Stukenbrock unverhindert eine neue Mühle aufzubauen“. Die davon zu erhebende Pacht sollte zum Unterhalt eines eigenen Seelsorgers dienen, bis die Kapelle daselbst mit andern notdürftigen Einkünften versehen werde. Auch gab er den Untertanen die „gnädige Vertröstung“, falls die Mühlenpacht zum Unterhalt eines eigenen Seelsorgers nicht ausreichen sollte, der Kapelle bei erster Gelegenheit ein freiverdendes Benefizium (Einkommen eines lebenszeitlichen Kirchenamtes) zu übertragen. Zum schnelleren Aufbau der Mühle wurden 16 Taler aus der Rentkammer in Neuhaus beige-steuert. Sie stand anfangs auf dem Thorwestenhofe, wurde aber 1649, da nicht genug Wasser vorhanden war, an den Furlbach verlegt, die heutige Fockelsche Mühle. Die Mühlenpacht betrug anfangs 24 Taler, stieg dann auf 60 und betrug zu Anfang des 18. Jahrhunderts 104 Taler. Weil Thorwesten das Holz zum Mühlenbau hergegeben hatte, durfte er sein Korn frei mahlen lassen.

Bald übertrug der Fürstbischof der Pfarrstelle die Hälfte der Einkünfte der Andreas-

kirche in Warburg, die, hauptsächlich aus Feldfrüchten bestehend, sich recht stattlich ausnahmen. Das alles zeigt, wie schwach noch die junge Pfarrei wirtschaftlich fundiert war und wie sehr dem Bischof die ungesicherte Lage des Katholizismus Sorge machte.

Als weiteres mußte eine neue Kirche gebaut werden. Die Kapelle an der Remmelstraße war stark schadhaft und auch wohl als Pfarrkirche zu klein. Die neue Kirche ist das Werk des Fürstbischofs Theodor (Dietrich) von Fürstenberg (1585—1618), wie aus der steinernen Inschrift über dem Hauptportal der Pfarrkirche hervorgeht. 1683 hat sie dem jetzigen Längsschiff Platz gemacht oder ist, wenigstens zum Teil, in dessen Baukörper einbezogen. Aus einer unlängst gefundenen Zeichnung ist uns mit aller Wahrscheinlichkeit sogar ihr äußeres Aussehen bekannt geworden. (Siehe darüber sowie über die weitere Baugeschichte der Pfarrkirche den Abschnitt von Dr. Tack.)

Nur über das Baujahr herrscht Unklarheit. Rosenkranz (Westfälische Zeitschrift, 1. Bd.) nimmt dafür die Zeit um 1614 an. Eine Mitteilung aus dem Rechnungsarchiv des adligen Damenstifts Neuenheerse von 1620-21, in der es heißt, daß man „den 6. May den von Staikunbrock zu erbawungh ihrer Kirchen 3 Taler 5 Mariengroschen 3 Pfennig“ beigesteuert habe, könnte vermuten lassen, daß sich die Bauzeit in die Länge zog, daß der Bau also unter Dietrich nicht vollendet ist. Oder sollte das Geld zur Abdeckung vorhandener Bauschulden verwendet worden sein?

Rätselhaft mutet es an, daß die neue Kirche wie auch die daraus erwachsene Pfarrkirche von heute so ganz am Ausgang des Dorfes erstand, nicht an der Stelle der alten Kapelle an der Remmelstraße, die doch viel mehr im Mittelpunkt des Dorfes lag. Ob dabei die bevorzugte Lage im Mündungswinkel von Kirch- und Ölbach ausschlaggebend gewesen ist? Sicherlich haben dabei auch kirchliche Überlegungen mitgespielt. Manchem, der bei der schwankenden Glaubenshaltung der Gemeinde den protestantischen Gottesdienst in Oerlinghausen besuchen wollte, sollte sie auf dem Wege dorthin eine Mahnung an das Gewissen sein. Und lag sie ihm nicht auch bequemer? Aufschlußreich könnte in dieser Beziehung auch eine von Antpöhler mitgeteilte anscheinend mündliche Überlieferung sein, die besagt: Da die Stukenbrocker bereits 48 Jahre lutherisch und 8 Jahre reformiert gewesen seien, habe man von ihnen beim Kirchenbau nichts Gutes erwarten können. Der reformierte Prediger habe die Leute aufgestachelt, daß sie die Steine aus dem nahen Bruche (vermutlich Bokelmeier) in die offene Heide gefahren hätten in der Hoffnung, der katholische Glaube werde sich nicht lange halten.

VON PASTÖREN UND KAPLANEN

Als erster Stukenbrocker Pfarrer wird 1629 Liborius Ospork genannt, der nach einer Mitteilung des Nachfolgers Kuntz ungefähr 20 Jahre hier gewirkt haben soll.

Von neuem hatte sich im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges der größte Teil der Bevölkerung der neuen Lehre zugewandt, und auch der damalige Pfarrer Valentin Kuntz scheint ihrem Einfluß erlegen zu sein. Er war vorher etliche Jahre Pfarrer in Stukenbrock



21. Pastorat: linker Flügel: Hof Schröder, erbaut 1595
rechter Flügel: Vorbau des Fürstbischofs Franz Arnold von Wolff-Metternich, 1717

gewesen, hatte dann das Feld seiner Tätigkeit nach Schwaney verlegt und wurde, von dort vertrieben, im Jahre 1638 bei 50 Taler Gehalt wieder in Stukenbrock eingesetzt. Sein Lebenswandel scheint zu Beanstandungen Anlaß gegeben zu haben. Zu seiner Rechtfertigung führt er auch seine mißliche wirtschaftliche Lage ins Feld. Das Beneficium in Warburg habe in den Kriegszeiten statt 12 Malter Korn nur 6 bis 6½ gebracht. Für Transport eines Malters nach Paderborn habe er 1 Taler 2 Groschen zahlen müssen. Wörtlich schreibt er dann: „Wie sollt ich können essen und trinken und Schuhe haben? Über das haben mir die schwedischen Reiter einen Rock ausgezogen, die Hessen einen dazu, auch Hemden und Bettlaken. Ich habe hier bis jetzt auf keinem Federbett geschlafen. Ursach? Ich habe nicht gehabt, ausgenommen, wenn ich in Paderborn geherbergt. Nichts habe ich wegen der Völker behalten. Doch habe ich meine Schäflein nicht verlassen, sondern Hunger und Kummer, sauer und süß, Leib und Leben bei ihnen eingesetzt. Aus diesem kann Hochwürden ersehen, was für Schmalzfedern ich in Stukenbrock gezogen habe. Außerdem sind die Nebeneinkünfte nicht weit her. Im Jahr oder eineinhalb fällt kaum ein Toter. Ich vermeine, die Köpfe wären ihnen mit Blech überzogen.“ Doch scheint es mit seiner Armut nicht ganz so schlimm gewesen zu sein. Er gab später seine Tochter dem Küster Heinrichs zur Frau, der durch diese Heirat ein „wohlhabender“ Mann wurde und jedem seiner Kinder bei der Heirat 200 Taler mitgeben konnte, was sonst keinem in Stukenbrock möglich gewesen sei.

Erst Bischof Adolf von der Recke (1650-61) gelang es, den reformierten Geist in der Gemeinde auszurotten, und zwar mit einem vollen bis auf unsere Tage dauernden Erfolge.

Unter dem Pfarrer Henrikus Thorwesten, dem ältesten Sohn des Vogtes Dietrich Thorwesten, wurde 1683 von Ferdinand von Fürstenberg die von Dietrich erbaute Kirche erweitert (Längsschiff).

Zur Zeit des Pastors Heinrich Scharle (1704-19) fand 1706 der Tausch des Pastorats mit Schröders Kötterhof, dem jetzigen Pastorat, statt, das laut Inschrift im Jahre 1595 erbaut ist. Die Eheleute Schröder waren alt und hatten keine Kinder. Nach damaligem Recht konnte in diesem Fall beim Absterben der Fürstbischof anderweitig über den Hof verfügen. Da das frühere Pastorat eine halbe Stunde von der Kirche entfernt und schlecht fundiert war, willigte Schröder auf die Zusicherung freien Verfügungsrechtes in den Tausch ein und erhielt 350 Taler für den Mehrwert. An das neue Pastorat baute Fürstbischof Franz Arnold von Wolff-Metternich 1717 den Nordflügel, ließ davor sein Wappen schlagen, den Wolf und den Turnierkragen, und benutzte es als fürstbischöfliches Jagdschloß.



22. Dechant Friedrich Kreuzmann (1899-1935)

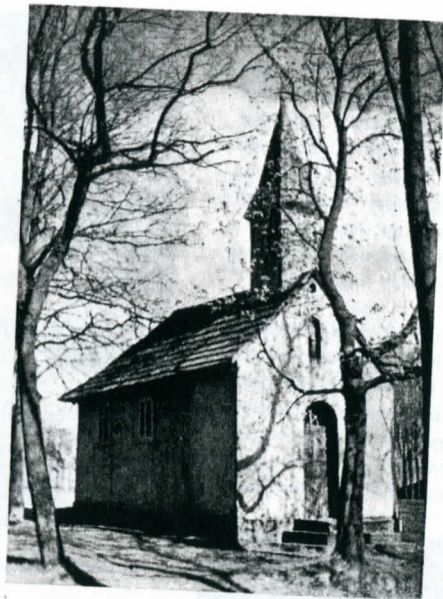
Als weitere Pastöre wären zu nennen: Otto Jodokus Denker (1719-24, später Pastor in Neuhaus), Joh. Wilhelm Schröder (1724-28), Georg Wilhelm Bruns (1728-37), Joh. Wilhelm Blinden (1737-74), Ferd. Herft (1774-94), Jos. Rust (1794-1820). Er und Kaplan Becker betrieben den Bau der Forellschule und stifteten einen Schreibmaterialienfonds für arme Kinder der Kirchscheule von 100 und der Forellschule von 50 Taler. Unter ihm wurde in den Jahren 1819-20 das Querschiff der jetzigen Pfarrkirche erbaut. Die Einweihung hat er nicht mehr erlebt. Nachfolger waren: Anselmus Tiemann (1820-22, ehemaliger Lector der erloschenen Benediktinerabtei Abdinghof in Paderborn) und Heinrich Heidenkamp (1822-77). Von ihm wird noch erzählt, er habe, klein von Gestalt, kurze Hosen, lange Strümpfe und Schnallenschuhe getragen. Weitere Versehänge habe er zu Pferde gemacht. Während des Kulturkampfes ist in den Jahren 1874-75 die Pfarrstelle nicht besetzt gewesen. Da nach den Maigesetzten Taufen und Trauungen nur von einem Pfarrer vorgenommen werden durften, mußten diese in Kaunitz und Hövelhof erfolgen. Bis 1886 versah die seelsorglichen Funktionen, da der Kaplan Sandmeier an der Gicht litt, der Pfarrverweser Laurentius Ahlen, der von 1886-98 hier Pastor war. Ihm folgten: Dechant Friedrich Kreuzmann (1899-1935), Albert Rinscheidt (1935-41), Dechant Otto Hesse (1941-50) und Heinrich Huckschlag (seit 1950, nachdem er schon seit 1943 hier als Vikar gewirkt hatte).



23. „St. Achatius“, erbaut 1895, erweitert 1931

Die Kaplanei stiftete im Jahre 1737 der Fürstbischof Klemens August aus einem von dem Hofrat und Geheimen Sekretär Elespacher für geistliche Zwecke hinterlassenen Vermächtnis von 3500 Taler. Das Patronat, d. h. das Vorschlagsrecht bei der Besetzung, erhielt die Familie von Bocholtz-Asseburg zu Hinnenburg bei Brakel, Kreis Höxter, mit der Verpflichtung zur ständigen Unterhaltung des Gebäudes. 1824 wollte der Patronatsherr sich der Unterhaltsverpflichtung entledigen, zahlte jedoch, um einen Prozeß zu vermeiden, der Gemeinde 240 Taler aus.

Als Kapläne werden zuerst genannt Seppler und Viersen. Franz Wilhelm Becker (1786-1819) baute mit Pastor Rust aus eigenen Mitteln die Forellschule, richtete den Schreibmaterialienfonds ein und vermachte sein übriges Vermögen den Armen der Gemeinde. Weiter wirkten hier: Wilhelm Vogedes, Jakob Middeldorf, Ludewig und Heinrich Sandmeier. Im Jahre 1867, am Montag vor Pfingsten, als sich Sandmeier auf dem Weihgang befand, brannte die Kaplanei infolges Blitzschlages ab. Sandmeier starb 1882 im Alter von 73 Jahren. Nach seinem Tode wurde die Kaplaneistelle wegen des durch den Kulturkampf verursachten Mangels an Geistlichen vorerst nicht wieder besetzt. Erst 1894 erfolgte die Neubesetzung durch Wilhem Bündenbender, dem von 1901 bis 1905 Lorenz Becker folgte. Weitere Vikare waren: Klemens Wien (1905-13), Joseph Kreutzer (1914-24), Paul Fagotzki (1924-28), Johannes Westerbarkey (1929-35), auf dessen Betreiben hauptsächlich der Erweiterungsbau der Kirche und der Bau des Pfarrheims



24. Brinkkapelle

enfolgte; Johannes Knauer (1935—39), Joseph Stockhausen (1939—43), Heinrich Huckschlag (1943—50), Johannes Hildebrand (seit 1950).

Am 6. Juni 1895 legte Pastor Ahlen den Grundstein zu einer Kapelle auf der Forellsenne. Bisher mußten die Leute den weiten Kirchweg zum Dorf oder nach Hövelhof machen. Die *Achatiuskapelle* wurde zunächst von der Pfarrkirche betreut. Nach Evelt (Westf. Zeitschr. Bd. 39, 2, Seite 89) hatte Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke (1650—61) schon beabsichtigt, unfern der Emsquelle zu Ehren des hl. Achatius, eines der 14 Nothelfer, für die umwohnenden Landleute eine Kirche zu errichten. 1914 erhielt die Kapelle in Vikar Lues ihren ersten Geistlichen, der aber bereits im selben Jahre dort starb. Diesem folgten Vikar Münsterjohann (1915—32) und, nachdem der Nachfolger Emil Brendicke nach einem Monat am Herzschlag gestorben war, Vikar Anton Bangen. 1918 wurde St. Achatius Pfarrvikarie und 1931 die Kapelle zu der heutigen Kirche erweitert.

Über das Baujahr der *Brinkkapelle* ist nichts bekannt. Die Glocke trägt die Inschrift: „J. W. BLINDEN 74 Z D Z 6 DEZEMBER RVO (Hochwürden) DNO (Herr) PASTORE.“ Pastor Blinden ist am 16. Dezember 1774 gestorben und die Glocke vermutlich eine Stiftung von ihm. Ob sie ursprünglich für die Brinkkapelle bestimmt war und auf deren Alter schließen läßt, kann nicht angegeben werden.



25. Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg (1585-1618) - Erbauer der Kirche zu Anfang des 17. Jahrhunderts

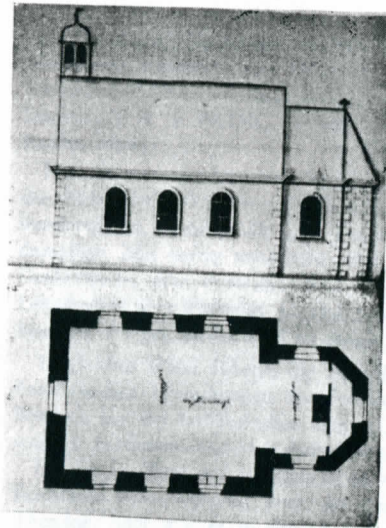


26. Fürstbischof Ferdinand v. Fürstenberg (1661-83) - Erbauer des Längsschiffes der Pfarrkirche (1683)

DIE STUKENBROCKER PFARRKIRCHE UND IHRE KUNSTWERKE

Von Dr. Wilhelm Tack

An der Stelle, an der sich heute die Kirche in Stukenbrock erhebt, hatte schon Fürstbischof *Dietrich von Fürstenberg* (1585—1618) im Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Gotteshaus errichtet. Wie dieses aussah, ergibt sich aus einer Zeichnung, die der Stukenbrocker Heimatforscher, Hauptlehrer Johannes Stiewe, im Archiv des Erzbischöflichen Generalvikariates zu Paderborn (Aktenband 370 [blau], Blatt 9/10) gefunden hat (Abb. Seite 60). Zwar ist diese Zeichnung nicht datiert, doch sprechen verschiedene Gründe dafür, daß sie den Bau Dietrichs darstellt. Sie paßt nicht zum ältesten erhaltenen Teil der jetzigen Kirche, der von der ersten Erweiterung von 1683 stammt, ist also früher entstanden. Sie wurde deshalb auch bei der Neuordnung des Generalvikariatsarchivs in dem zeitlich geordneten Aktenband vor ein Schriftstück aus dem Jahre 1644 eingeklebt. Ein Bericht, zu dem die Zeichnung wahrscheinlich gehört, gibt die Verhältnisse



26. Kirche Dietrichs, erbaut zu Anfang des 17. Jahrhunderts

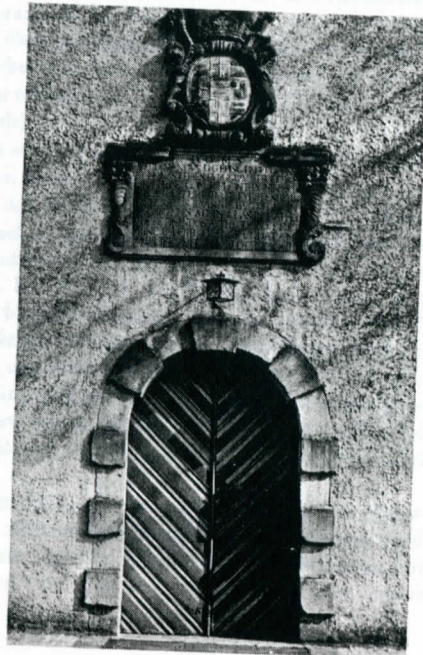
28. Hauptportal der Pfarrkirche, erbaut 1683

aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts wieder.

Nach der Zeichnung war die Kirche einschiffig und hatte an jeder Längsseite drei Fenster. Das Chor war etwas schmaler als das Schiff und an den freistehenden Ecken im Winkel von 45 Grad gebrochen. Es hatte zwei seitliche und ein Fenster in der Rückwand. Die Ecken des Baues waren im Zahnschnitt gequadert, die Flächen verputzt. Aus dem großen Satteldach über dem Schiff ragte an der Front ein kleiner Dachreiter mit geschwungener Haube und großen Schallöffnungen hervor, ein zweiter, ganz winziger, erhob sich über dem etwas niedrigeren Chordach, das allseitig abgewalmt

war. Die Gestaltung der Front ist aus der Zeichnung nicht zu ersehen. Im Innern war der abgeschrägte Teil des Chores durch eine Bretterwand von der Kirche getrennt und diente als Sakristei. Die Bretterwand hatte zwei Durchgänge; zwischen ihnen stand der Hochaltar, der einzige der Kirche. Die Kirche war etwa 9 m breit und einschließlich des Chores doppelt so lang.

Diese Kirche ist im Laufe der Jahrhunderte dreimal erweitert. Die erste Erweiterung nahm der Großneffe und zweite Nachfolger Dietrichs, der Fürstbischof *Ferdinand von Fürstenberg* im Jahre 1683 vor. Er benutzte dabei die Portalwand und die beiden Längswände,



erhöhte diese jedoch und fügte breitere und höhere Fenster in größerer Höhe in die Wände ein. Die Seitenwände von Ferdinands Kirche haben im Äußeren eine Höhe von 8 m, Dietrichs Bau hatte nur eine solche von 5,40 m. Ferdinands Kirche ist ein einfacher Saalbau, der bis zum heutigen Querschiff reicht. Er hat einen Turm von bescheidener Größe, der nicht vor die Front gestellt, sondern in den westlichsten Teil der Kirche eingebaut ist. Ferdinand schmückte das Kirchenportal mit einer Inschrift und seinem Wappen.

Die *Inschrift* ist in einen rechteckigen Sandstein eingemeißelt, der seitlich von aufrecht stehenden Füllhörnern, oben und unten von einem schmalen Gesimse begrenzt wird.

Der Text lautet:

D. O. M. S.

FERDINANDUS. D. G. EPISC. PADERBORNEN
ET. MONASTERIEN. BURGGRAV. STROMBERGEN
S. R. I. PRINC. COM. PYRMONT. DOMINUS. IN
BORCKELOE. ET. LIB. BARO. DE. FÜRSTENBERG
ECCLESIAM. S. JOANNIS. BAPTISTAE. IN
BRECHMANNIS. AD. INCOLAS. IN. CATHOL
FIDE. RETINENDOS. A. THEODORO. EP. ET
PRINC. PADERB. OLIM. FUNDATAM
AMPLIFICAVIT. AN. MDCLXXXIII

• Zu deutsch:

„Gott, dem Besten und Größten, geweiht!
Ferdinand, von Gottes Gnaden Bischof von Paderborn
und Münster, Burggraf von Stromberg,
des Heiligen Römischen Reiches Fürst, Graf von Pyrmont, Herr in
Borckelo und Freiherr Baron von Fürstenberg
hat die Kirche des heiligen Johannes, des Täufers, in
Brechmannis, die, um die Einwohner zum katholischen
Glauben zurückzuführen, von Theodor, Bischof und
Fürst von Paderborn, einstmals gegründet wurde,
erweitert im Jahre 1683.“

Zum allgemeinen Verständnis bedarf diese Inschrift wie auch das Wappen einer näheren *Erklärung*. Die vier Buchstaben der ersten Zeile sind Abkürzungen für die Worte „DEO OPTIMO MAXIMO SACRUM“ und enthalten die Widmung der Kirche seitens des Bauherrn an Gott. Gott wird hier „der Beste und Größte“ genannt. Mit diesem Prädikat zeichneten schon die alten Römer ihren höchsten Gott, den Jupiter, aus. Jupiter optimus maximus ist ein stehender Ausdruck bei ihnen. Die Kirche hat ihn übernommen und auf den allein wahren Gott umgedeutet. Daher findet er sich, namentlich seit der Renaissance- und Barockzeit, am Anfang vieler Inschriften. Nach dieser Widmung an Gott, den Herrn, wird der Bauherr selbst durch Aufzählung aller seiner Titel in echt barocker Weise in das rechte Licht gerückt. Ferdinand von Fürstenberg war Bischof von Paderborn von 1661 bis 1683 und die letzten fünf Jahre seines Lebens, von 1678

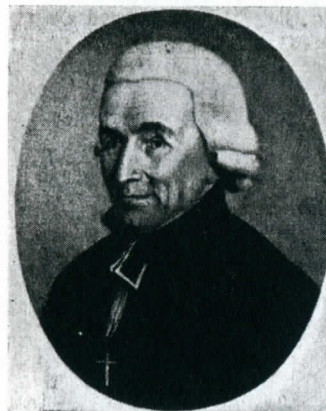
bis 1683, gleichzeitig Bischof von Münster. Daher heißt es im Text: „von Gottes Gnaden Bischof von Paderborn und Münster“. Als Bischof war er Reichsfürst des alten Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, das bis 1806 bestanden hat. Daher der Titel in der Inschrift S. R. I. PRINC. = sacri romani imperii princeps, des Heiligen Römischen Reiches Fürst.

Nun führten die Fürstbischöfe von Paderborn seit Ferdinand von Fürstenberg noch den Nebentitel „Graf von Pyrmont“. Die Grafschaft Pyrmont stand in einem jahrhundertalten Lehnverhältnis zu den Paderborner Bischöfen. Dieses Verhältnis war zu damaliger Zeit heftig umstritten, nicht zuletzt infolge des Übertrittes des Pyrmonter Grafenhauses zum Protestantismus. Die Ansprüche der Paderborner Bischöfe auf die Lehnsheer über Pyrmont wurden 1668 neu geregelt. Seitdem fügten die Paderborner Bischöfe den genannten Titel zu ihrem Bischofstitel hinzu.

In gleicher Weise führten die Bischöfe von Münster als Nebentitel auf Grund jahrhundertalter Erwerbungen die Prädikate: Burggraf von Stromberg und Herr von Borkelo (an der holländischen Grenze). In seiner Eigenschaft als Bischof von Münster standen Ferdinand also auch diese beiden Titel zu.

Der übrige Text der Inschrift ist ohne weiteres verständlich. Bemerkenswert ist, daß Ferdinand nicht vergißt, auch die Verdienste seines Großonkels, des Fürstbischofs Theodor, oder wie er in deutscher Sprache besser heißt, Dietrich von Fürstenberg, gebührend hervorzuheben. Unmittelbar über der Inschrift ist das *Wappen* Ferdinands von Fürstenberg in einer prächtigen barocken Kartusche angebracht. Es wird gekrönt von der Reichsfürstenkrone, neben welcher hervorragen der Bischofsstab als Zeichen der geistlichen und das Schwert als Symbol der weltlichen Gewalt des Fürstbischofs. Der Wappenschild besteht aus 9 Feldern und setzt sich aus drei Wappen zusammen: dem der Bischöfe von Paderborn, jenem der Oberhirten von Münster und dem Familienwappen der Freiherren von Fürstenberg. Das Wappen des Bistums Paderborn, ein breites, schlichtes goldenes Kreuz in rotem Felde, befindet sich in der mittleren Reihe oben und unten. Das zum Paderborner Wappen gehörende achtzipfelige rote Pyrmonter Ankerkreuz auf silbernem Grunde ist links in der Mitte. Das Wappen des Bistums Münster, ein roter Querbalken in goldenem Felde, füllt die beiden Felder oben links und unten rechts. Zu diesem Münsterschen Wappen gehören ferner die sogenannten Stromberger Enten in Schwarz auf quergeteiltem, oben goldenem und unten rotem Grunde oben rechts und unten links sowie die drei goldenen Buckel der Grafschaft Borkelo im roten Felde rechts in der Mitte des Wappens. Zu diesen Bischofswappen kommt der in der Mitte aufliegende Herzschild, welcher das Wappen der Freiherren von Fürstenberg, zwei rote Querbalken im goldenen Felde, zeigt.

Inschrift und Wappen bilden den einzigen Schmuck des rundbogig geschlossenen Hauptportals der Stukenbrocker Pfarrkirche. Die Seitenwände dieses schlichten Baues sind durch rundbogige Fenster unterbrochen. Der Turm ragt nur wenig aus dem Dach hervor und trägt eine geschwungene Barockhaube. Im Innern ist der alte Bau mit einer flachen



29. Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg (1789-1825) - Erbauer des Querschiffes der Pfarrkirche (1820)

Holzdecke abgeschlossen. Wie das Chor dieser Kirche im einzelnen gestaltet war, entzieht sich unserer Kenntnis.

Ferdinand von Fürstenberg hat die Fertigstellung der Kirche nicht mehr erlebt. Er starb im Jahre des Baubeginnes, am 26. Juni 1683. Sein Nachfolger, der Fürstbischof Hermann Werner Freiherr von Wolff-Metternich zur Gracht (1683—1704) gab dem erweiterten Bau am 29. Mai 1686 - es war der Donnerstag vor Pfingsten - die kirchliche Weihe.

Bei dieser Weihe schloß der Fürstbischof in den Hochaltar Reliquien von den hl. Martyrern Hippolytus und Caesareus, dem hl. Bischof Nikolaus und der hl. Jungfrau und Martyrerin Ursula ein und fügte diesen die im früheren Altar beim Abbruch gefundenen, aber leider nicht näher bezeichneten Reliquien hinzu, wie wir aus dem Verzeichnis der Altarweihen im Archiv des Generalvikariates in Paderborn (Codex XXVII, pag. 350) wissen.

Das Reliquienkästchen, das damals von Hermann Werner in den Hochaltar eingemauert wurde, ist bei der letzten Neuweihe des Altares 1939, die infolge der Erweiterung der Kirche notwendig war, nicht wieder verwendet, sondern in das Pfarrarchiv übernommen. Es ist aus Blei, rechteckig, 8,5 cm lang, 5,5 cm breit und 4 cm hoch. Der Deckel ist mit einem kräftigen Scharnier befestigt. Das Kästchen ist mit einem weißen und einem roten Bande kreuzweise umgeben, das an allen sechs Flächen mit dem in Siegellack aufgedruckten Siegel des Fürstbischofs versehen ist. Alle sechs Siegel sind unverletzt. Es ist erfreulich, daß der Inhalt des Reliquiars aus der Eintragung im Weiheverzeichnis des Generalvikariates bekannt ist.

Im Jahre 1820 kam es zu einer *zweiten Erweiterung* der Kirche, veranlaßt durch das ständige Anwachsen der Gemeinde. Man entfernte nun das Chor und fügte an dessen Stelle an das Langhaus ein sehr weit ausladendes Querschiff von großer Tiefe. Dieses schloß im Osten mit einer geraden Wand, vor der die Altäre standen. Das mächtige Querhaus hat ein Satteldach, das sich zwischen zwei Giebel im Norden und Süden spannt. Die Fenster des Querhauses passen sich denen des Langhauses an. An den Giebelseiten sind ovale Fenster über schlichten Portalen. Über jenem an der Südseite ist ein rechteckiger Stein mit deutscher Inschrift eingelassen, die sich offenbar an jene über dem Hauptportal anlehnt:

WENN SICH SO SCHNELL DIE ZAHL DER GLÄUBIGEN VERMEHRT
DASS, WEIL DIE KIRCHE NICHT MEHR RAUM GENUG GEWÄHRT,
DER FROMME CHRIST ES WÜNSCHT, DASS SIE VERGRÖßERT WERDE,
WENN THEODOR ZUERST DEN KLEINERN BAU VOLLBRACHT,
DEN FERDINAND UND JETZT FRANZ EGON GRÖßER MÄCHT,
SO PREISET GOTT, DER HIRT DEN HIRTEN, SEINE HERDE

1 8 2 0



30. Pfarrkirche „St. Johannes“ vor der Erweiterung 1936

Durch diese Inschrift ist als Bauherr der zweiten Erweiterung der damalige Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg (1789—1825), der letzte in der Reihe der Paderborner Fürstbischöfe, erwiesen. Somit haben alle drei Fürstenberger, die den Paderborner Bischofsstuhl innehatten, an der Stukenbrocker Kirche gebaut.

Zu einer dritten und letzten Erweiterung kam es dann im Jahre 1936. Die alte Sakristei, die sich mitten an die lange Ostwand des Querhauses anlehnte, wurde abgebrochen, der mittlere Teil dieser Ostwand entfernt und das Langhaus jenseits des Querschiffes, jedoch bedeutend breiter als das alte, fortgesetzt. Daran schließt sich das um einige Stufen erhöht liegende Chor mit zwei kleinen Nebenchören, die sich zum Schiff und Hauptchor durch Rundbogen öffnen. Das Hauptchor ist höher als das Schiff der Kirche und wird von diesem getrennt durch eine große, oben waagrecht geschlossene und an den Ecken abgerundete Öffnung, die bis zur Decke des Schiffes nur wenig Mauerwerk stehen läßt. Alle drei Chöre bekommen Seitenlicht aus großen Fenstern und sind im Osten durch gerade Wände begrenzt. In jener des Hauptchores ist eine rundbogige, flache Nische für den Altar ausgespart. Über dem Chor erhebt sich ein Turm mit mehrfach gegliederter, an den Barockstil anklingender Haube. In diesem Chorturm sind auch die Glocken untergebracht. In dem Winkel zwischen Langhaus und nördlichem Querschiff wurde eine geräumige Sakristei angebaut. Dieser große Erweiterungsbau wurde ausgeführt nach den Plänen des Architekten Ludwig Braun in Paderborn. Am 20. Juni 1939 fand die Konsekration durch Erzbischof Dr. Caspar Klein statt.



31. Pfarrkirche, jetzige Ansicht, im Vordergrund Kriegerdenkmal, errichtet 1926



32. Pfarrkirche, Innenansicht



33. Hochaltar der Pfarrkirche

DIE KUNSTWERKE IN DER KIRCHE

Der Hochaltar

Aus Anlaß der ersten Erweiterung des Gotteshauses schenkte 1683 der Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg den Hochaltar. An ihm ist an hervorragender Stelle das Wappen des Stifters angebracht.

Der Altar zeigt die in der Barockzeit übliche Form eines hohen, durch Säulen und Gesimse architektonisch gegliederten, dreigeschossigen Aufbaues. Der untere Teil ist schlicht und nur durch Füllungen belebt. Im Hauptgeschoß bildet die Mitte ein Altarbild in barockem Rahmen, flankiert von zwei glatten Säulen, gekrönt vom Stifterwappen.



34. Marienaltar (Rokokostil 1774)



35. Annenaltar (Rokokostil 1774)

Geschnitzte Engelköpfe auf den Säulen und seitlichen Ausschwingungen der Rückwand beleben dieses Geschoß. Aus ihm wächst das schmalere Obergeschoß heraus, das ein zweites Bild in ovalem Rahmen zeigt und von einem IHS im Strahlenkranz gekrönt wird. Ein flacher, reich profilierter Bogen, auf dem Engel in bewegter Haltung sitzen, vermittelt zwischen den verschiedenen Geschoßbreiten.

Der Tabernakel wird flankiert von gewundenen Säulen und Engeln und gekrönt von Voluten, auf denen die Sinnbilder der drei göttlichen Tugenden: ein Engel mit dem Kreuz (Glaube), ein zweiter mit dem Anker (Hoffnung) und ein Pelikan (Liebe) ihren Platz haben.

Im Laufe der Zeit wurde der Altar mehrfach verändert. Sein Tisch hat in jüngerer Zeit eine neue Holzverkleidung bekommen. Der ursprüngliche Drehtabernakel wurde

gehoben und unter ihm ein Panzer eingebaut. So ragt er jetzt stark in das Hauptbild hinein. Die einschneidendste Änderung war der Ersatz der beiden ursprünglichen Ölgemälde durch zwei geschnitzte Flachreliefs. Das obere stellt die Strafpredigt des Täufers vor Herodes dar, in welcher er dem König sagt: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zum Weib zu nehmen!“ Das untere zeigt seine Enthauptung. Letzteres ist als Hauptdarstellung im Hochaltar dem Patronat der Kirche gewidmet, welche auf den Titel „Enthauptung des hl. Johannes“ geweiht ist. Die Reliefs zeigen vollendete Rokokoformen und sind vielleicht gleichzeitig 1774 mit den Seitenaltären entstanden. Wahrscheinlich stammen sie auch vom gleichen Meister wie diese.

Die Seitenaltäre

Die beiden besonders wertvollen Seitenaltäre der Stukenbrocker Kirche entstanden 1774. Sie sind im Gegensatz zum Hochaltar unverändert auf uns gekommen. Es sind ausgezeichnete Werke des Rokokostils in seiner vollen Blüte. Welch ein Unterschied besteht zwischen ihnen und dem rund 90 Jahre älteren Hochaltar! Den Aufbau des letzteren beherrscht eine straffe Architektur mit betonter Unterscheidung zwischen tragenden und füllenden Teilen. Dagegen zeigen die beiden Seitenaltäre einen sehr lockeren Aufbau, der das nach oben Strebende betont, das Lastende aber nicht zur Schau stellt.

Über den mit schwüngenvollen Rokoko-Umkleidungen umgebenen Altartischen erhebt sich ein niedriges Untergeschoß als Sockel für den Hauptteil. Dieser besteht im wesentlichen in zwei seitlich aufstrebenden pilasterartigen Gebilden, die oben in dünnen, geschwungenen Gesimsen enden. Zur Mitte hin steigen in einigem Abstände von den Pilastern dünne profilierte Stäbe empor, die einen Rahmen um die Hauptfigur bilden und sich oben zur Mitte wie auch zu den Pilastern hin ausschwingen. So entsteht ein freier dreigeteilter Durchblick durch den Altaraufbau und läßt ihn als leichte, luftige Konstruktion erscheinen.

Der ornamentale Schmuck der beiden Seitenaltäre besteht in der Hauptsache in Rocaillewerk, d. h. lappigen Gebilden, die dem Muschelfleisch ähnlich sind und dadurch dem Rocaillewerk seinen Namen gegeben haben (das französische Wort *rocaille* heißt zu deutsch Muschel). Rocaillewerk ist an den Altären verwendet an der schönen Kartusche am Altartisch, als Hintergrund für das Altarkreuz, an den Sockeln der Figuren und am oberen Abschluß der Nische für die Hauptfigur. Über diesem und am Untergeschoß erscheint als weiteres Schmuckmotiv Gitterwerk. Den oberen Abschluß der Altäre bildet ein rundliches Wolkengebilde, von dem Strahlenbündel ausgehen. Den vornehmsten Schmuck bilden die reich bewegten Figuren.

Der *Marienaltar* an der Evangelienseite zeigt in der mittleren Umrahmung die Aufnahme Mariens in den Himmel. Auf Wolken schwebend wird Maria von kleinen Engelpütten emporgetragen. Ihr Blick und der ausgestreckte linke Arm weisen nach oben, zur allerheiligsten Dreifaltigkeit in der Bekrönung des Altares. Vor den seitlichen Pilastern

stehen St. Liborius und Franz von Assisi, auf dem oberen Abschlußgesims sitzen Walburga, dargestellt als Äbtissin mit dem Stab, in der Hand ein Ölfäschchen (Walburgisöl), und Johannes der Evangelist.

Der *Armenaltar* an der Epistelseite ist ein vollkommenes Gegenstück zum Marienaltar und zeigt als Hauptfigur Mutter Anna mit der jungen Maria und vor den Pilastern Joachim mit einem Krückstock und Joseph mit dem Jesuskinde auf dem Arm. Auf den Pilastern sitzen Engel, und im Wolkengebilde erscheinen Gott Vater und der Heilige Geist.

Die Namen der Stifter dieser beiden Seitenaltäre sind am unteren Rande der Altartischverkleidung angebracht. Am Marienaltar steht:

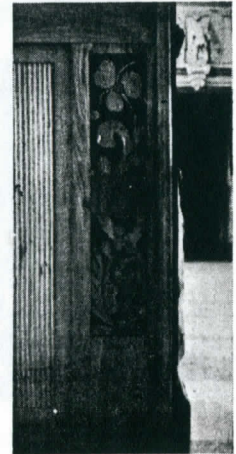
„JOANNES HENRICUS KIPSHAGEN 1774“ und am Annenaltar „FERDINANDUS WELSCHOF VOIGDT ANNA MARIA CHRISTINA BEINELMEYER 1774 EHELEUTE AVE SOGENANNTEN ZURWESTENHOFF.“

Ein glücklicher Fund im Gutsarchiv Welschhof, den der Verfasser dieser Zeilen vor einigen Jahren machen konnte, förderte auch den Namen des Künstlers, der diese beiden Altäre so prächtig geschaffen hat, zutage. Es ist der Paderborner Hofbildhauer Johann Jakob *Pütt*. Sein Entwurf zum Annenaltar, datiert 1772, wie auch ein Entwurf zu einer leider nicht mehr erhaltenen Rokoko-Kommunionbank ruht in diesem Gutsarchiv ebenso wie der Vertrag der Stifter mit dem Meister. Danach bekam der Bildhauer für den Altar 50 Reichstaler. Der Maler erhielt die gleiche Summe. Es war Berges aus Lichtenau, der zur farbigen Fassung des Altares allerdings sehr lange Zeit brauchte. Der Altar wurde nach den beiliegenden Abrechnungen nämlich erst 1778 fertig.

Es sei noch bemerkt, daß die nächsten Verwandten der Stukenbrocker Seitenaltäre in der Pfarrkirche zu Brakel stehen.



36. Taufstein



37. Flachschnitzerei mit der Jahreszahl 1685 an der ersten Bank auf der Epistelseite im Längsschiff

Das übrige Inventar

Die *Kanzel*, die 1666 datiert ist, stammt noch aus der ersten Kirche. Sie bringt die barocke Vorliebe für die Auflösung glatter Flächen in Höhen und Tiefen stark zum Ausdruck.

Die *Orgelempore* entstand im Anschluß an die erste Kirchenerweiterung. Sie ist aus Holz, das in Rahmen und Füllungen aufgeteilt ist und an einigen Stellen gute Flachschnitzereien mit der Jahreszahl 1696 zeigt.

Etwas älter mag der *Taufstein* sein, der sich aus einem viereckigen Fuß entwickelt und Ornament in der Art des Beschlagwerkes trägt.

Von den *Beichtstühlen* hat noch einer, der westliche an der Nordseite, eine alte Rokokotür mit sehr gefälliger Schnitzerei in Form des Rocaillewerks. Auf der Rückseite hat der Meister die Anfangsbuchstaben seines Namens und das Entstehungsjahr eingeschnitzt: M. HB. SP. 1771.

Die *Bänke* im alten Teil des Langhauses wurden nach der ersten Erweiterung der Kirche in einem Zeitraum von 14 Jahren nach und nach angefertigt. Die erste Bank auf der Epistelseite ist 1685 datiert, die letzte auf der Evangelienseite trägt die Jahreszahl 1699 sowie die Anfangsbuchstaben des Meisters H. und B. unter Beifügung des Zunftzeichens: Maß und Winkel. Von den Kopfbänken ist nur jene auf der Epistelseite alt. Sie zeigt auf der Wange Ranken und Drachen in Flachschnitzerei, die der an der Orgelempore entspricht.

Geschnitzte Figuren

Aus der Zeit, in welcher die Seitenaltäre geschaffen wurden, stammen mehrere holzgeschnitzte Figuren in der Kirche: ein hl. Johannes der Täufer an der Orgelempore, die hll. Johannes von Nepomuk und Agatha am Orgelgehäuse sowie ein hl. Antonius von Padua im südlichen Querschiff. Es sind gute Arbeiten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wahrscheinlich vom Meister der Seitenaltäre Johann Jakob Pütt in Paderborn angefertigt. Ob auch die reich bewegte Madonna im Strahlenkranz, die von der Decke des Langhauses herabhängt, von ihm stammt, ist ungewiß. Sicher aber schuf er die interessante Rokokoumkleidung mit Leuchterbank für eine kleine Nische im nördlichen Seitenschiff. Sie bildet die prächtige Umrahmung einer bedeutend älteren Figur der Schmerzhafte Muttergottes, die auf der Rückseite folgende Widmung trägt:

A. 1636
D. Johan Grün
Fürstl. Hessisch
Küche Schreiber
im Neuehaus dedit.



38. „Johannes der Täufer“ vor der Orgelbrüstung



39. Antonius von Padua



40. Madonna im Strahlenkranz



41. Schmerzhafte Mutter (1636)

„Dedit“ heißt zu deutsch, er hat die Figur geschenkt. Im Dreißigjährigen Kriege hatten die Hessen Neuhaus 1633—36 besetzt. Das Schloß war Hauptquartier. Hier wird Grün als Chef des Küchenwesens tätig gewesen sein. Der Grund seiner Stiftung für die Kirche in Stukenbrock bleibt im Dunklen. Es ist überhaupt merkwürdig, daß ein Mann eine Figur der Schmerzhafte Muttergottes, die vor allem von den Frauen verehrt wird, schenkt. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß es sich in diesem Falle um eine Sühnegrabe für irgendeinen Exzeß während der rauhen Kriegs- und Besatzungsjahre handelt.

Kunstwerke aus Metall

Die Kirche in Stukenbrock birgt mehrere künstlerisch wie geschichtlich wertvolle Gegenstände aus Metall.

Das älteste Stück dieser Art ist ein nur 18 cm hoher silbervergoldeter *Kelch*. Er stammt noch aus dem 14. Jahrhundert, d. h. näherhin der Zeit um 1380 und ist damit das älteste in Stukenbrock überhaupt vorhandene Kunstwerk (Abb. Seite 73). Nicht nur durch sein hohes Alter, sondern auch vom rein künstlerischen Standpunkt handelt es sich bei diesem Kelch um ein äußerst wertvolles Stück. Es ist ganz schlicht. Der Fuß ist rund und am Rande mit einem Kranz von gotischen Vierpässen in sehr feiner Arbeit umgeben. Auf dem Fuß ist als einziger Schmuck ein graviertes Kreuz angebracht, das sich um ein gleichschenkeliges Kreuz in der Form der alten Weihkreuze zieht. Dieser Kranz zeigt eine Inschrift, die in kleinen Buchstaben ausgeführt ist und gotische Formen zeigt. Man nennt solche Schreibart Minuskelschrift. Der Text ist einfach eine Besitzeanzeige für den Kelch und lautet: calix. s. iohis. baptis., d. h. Dieser Kelch gehört der Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer.

Der Schaft des Kelches ist rund und hat einen abgeplatteten Knauf, aus dem sechs besondere Verzierungen, Pasten, nur wenig hervortreten. Die Pasten zeigen einen gotischen Vierpaß, vertieft vor durchbrochenem Grund. Die Kupa, also die Kelchschale, ist sehr spitz. Der Kelch hat größte Ähnlichkeit mit dem berühmten Dörenhagener Kelch im Paderborner Domschatz, der im 19. Jahrhundert wegen seiner edlen, aber sehr schlichten und darum handlichen Form immer wieder nachgebildet wurde und sogar in Pariser Katalogen erschien. Er stammt auch aus derselben Zeit wie der Dörenhagener Kelch, nämlich aus den Jahren um 1380. Die Patene (Tellerchen) ist gleich alt und trägt als Schmuck nur ein schlichtes Kreuz in der Form der alten Weihkreuze. Das Löffelchen dagegen ist rund 300 Jahre jünger. Es wurde im 17. Jahrhundert in den Formen des Barock angefertigt.

Ein *zweiter Kelch*, ebenfalls silbervergoldet und 23 cm hoch, zeigt die Formen des Barock. Aus sehr schwerem Fuß steigt der Stiel hoch und schlank empor, unterbrochen durch einen vasenförmigen, sechsteiligen Knauf, während die Kupa (Kelchschale) tulpenförmig gestaltet ist.

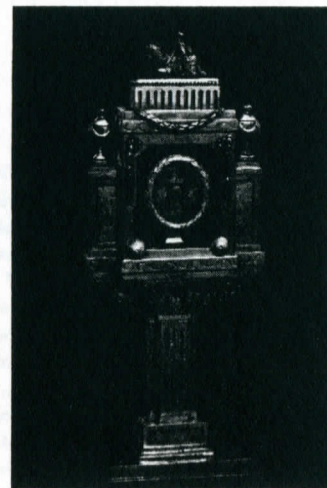
Erfreulicherweise können wir diesen Kelch ziemlich genau datieren und auch seinen Meister nennen. Der Kelch trägt nämlich drei Zeichen, zunächst unter dem Fuß die



42. Gotischer Kelch aus der Zeit um 1380



43. Barockkelch aus der Zeit um 1737-39



44. Reliquiar vom hl. Johannes dem Täufer



45. Reliquienkreuz

Zickzacklinie des Kontrollstiches und am Rande des Fußes das Stadtwappen von Augsburg, den Pinienzapfen. Diesem ist der Buchstabe C hinzugefügt, mit welchem alle in den Jahren 1737—39 in Augsburg angefertigten Edelmetallsachen versehen wurden. Außerdem zeigt er in einem Dreipaß die drei Buchstaben I F B. Das sind die Anfangsbuchstaben des Meisters, der den Kelch angefertigt hat. Es ist der Goldschmied Johann Franz Becker, der im Jahre 1719 Meister wurde und 1739 gestorben ist. Dieser hat also den Kelch in den letzten Jahren vor seinem Tode angefertigt. Die Feststellung des Meisters und die genaue Datierung des Stückes, die uns durch die am Kelch angebrachten Zeichen möglich gemacht wurde, ist sehr erfreulich. (Meisterzeichen in: Marc Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen. 2. Aufl. Nr. 874; Stadtzeichen [Beschauzeichen] ebend. Nr. 240).

Ein *Ziborium* von 22 cm Höhe ist ein schlichtes Werk der Barockzeit mit sechsteiligem Fuß und birnförmigem Knauf. Der Deckel wird von einem Kreuz auf einer Kugel gekrönt. Auf dem Fuß ist in reicher Gravierung einmal ein Kreuz, zum anderen ein Doppelwappen mit der Inschrift F. O. B. V. Kessel Ao. 1705 angebracht. Das linke Wappen zeigt einen gekrönten, nach rechts steigenden Löwen, das rechte einen Lorbeerkranz im längsgeteilten Felde. Näheres ließ sich bis jetzt über das Wappen leider nicht feststellen.

Eine alte, außer Gebrauch gesetzte barocke *Monstranz* ist aus Kupfer und zeigt eine ovale Öffnung für die Aufnahme der hl. Hostie. Das Stück hat die Form der Sonnenmonstranz, indem von dem Oval Strahlen ausgehen. Ihre Form, anfangs breit, immer schmaler werdend und spitz zulaufend, verweist das Stück in das 17. Jahrh. Ehemals war die Monstranz auf den Strahlen mit farbigen Glasflüssen besetzt, die aber jetzt alle fehlen, nur ihre Befestigungslöcher in den Strahlen deuten auf das ehemalige Vorhandensein.

Ein besonders wertvolles Stück unter den Metallgeräten der Kirche ist ein *Reliquiar* vom hl. Johannes dem Täufer. Es ist aus Bronze, 28 cm hoch und vergoldet. Es zeigt die Formen des um 1800 herrschenden Stiles des Klassizismus in seltener Reinheit. Aus dem rechteckigen Fuß wächst ein kandelierter (= gerillter) Stiel mit ausladenden silbernen Blättern. Der Stiel trägt einen viereckigen Behälter, der mit Rosetten und Guirlanden geschmückt ist und auf einem ebenfalls kandeliierten Unterbau ein liegendes Lamm Gottes zeigt. Neben dem Behälter stehen Urnen auf hohen Sockeln. In dem Behälter steht ein ovales silbernes Döschen, dessen Vorderseite hinter einem Glas und umgeben von einem Lorbeerkranz Reliquien der Hll. Johannes des Täufers, Ursula und Elisabeth birgt. Dieses Döschen trägt als Beschauzeichen das Wappen von Paderborn und als Meisterzeichen die Buchstaben I G, es ist also von einem Paderborner Goldschmied, dessen voller Name leider noch unbekannt ist, angefertigt, und zwar wie der stilistische Befund zeigt, um das Jahr 1800. Die Reliquien selbst sind beglaubigt durch ein Siegel, das nach Öffnung der Rückseite des Döschens sichtbar wird und die Form der römischen Siegel aufweist. Sein Schild stellt zwei sich ansehende Vögel auf einem sanften Bogen dar. Die Zahl der Quasten an dem Prälatenhut, der den Schild krönt, weist auf einen Päpstlichen Hausprälaten hin.

Ein silbernes *Reliquienkreuz* von 35,5 cm Höhe steigt mit einfachen geraden Balken aus einem rechteckigen Fuß auf und zeigt im Schnittpunkt der Balken eine jetzt leere Öffnung

für die Reliquien, wahrscheinlich eine Kreuzpartikel, die von einem gestanzten Ornament umgeben ist. Auf der Vorderseite liegen geflammte Strahlen in roher Arbeit auf den Balken. Das Stück könnte im Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden sein.

Paramente

An alten Paramenten besitzt die Stukenbrocker Kirche einige *Meßgewänder* aus Seidenstoffen des 18. Jahrhunderts, in welche zarte Blumengewinde in lockerer Verteilung eingewebt sind. Die Stoffe sind meist französischer Herkunft.

Wertvoller ist ein sehr reich gesticktes *Kaselkreuz*, das heute in ein neueres Meßgewand eingefügt ist. Es stammt noch aus dem 17. Jahrhundert und zeigt einen Höhepunkt barocker Stickkunst, wie er im nördlichen Teil des Kreises Paderborn einmalig ist. Sicher ist das Stück nicht für Stukenbrock geschaffen; es ist nur denkbar für eine große Dom- oder Klosterkirche. Daher drängt sich die Vermutung auf, daß es aus dem Besitz des Jesuitenkollegs in Büren stammt, zumal das bei den Jesuiten beliebte Zeichen I H S an hervorragender Stelle im Schnittpunkt der Balken zu sehen ist, und die Verbindung zwischen Stukenbrock und jenem Jesuitenkolleg durch den von hier gebürtigen Pater Welschhof, der 1800 Regens der Bürener Niederlassung wurde und die Säkularisation dort mitmachte, gegeben ist. Durch ihn kam auch ein wertvoller Barockkelch von Büren nach Stukenbrock, der heute der Achatuskirche in Stukenbrock-Senne gehört. So wird er auch ein Prunkmeßgewand seiner Heimatkirche geschenkt haben, von welchem das Kaselkreuz allein erhalten ist.

DIE ENTWICKLUNG DES SCHULWESENS

KÜSTER ALS LEHRER

Nach dem 30jährigen Krieg fing man an, sich der Bildung des Volkes anzunehmen. Der Bildungsstand der breiten Masse war in einem unvorstellbaren Rückstand. Lese- und schreibkundig waren allein der Pastor und der Vogt, deren sich die Bevölkerung für die Ausstellung von Urkunden in Rechtsgeschäften bediente. In der Erkenntnis, wie wichtig die Volksbildung für die Wohlfahrt des Landes sei, regten die Landesherren überall die Errichtung von Volksschulen an, in denen die Kinder neben religiösem Wissen in die Geheimnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeweiht werden sollten. Da es einen irgendwie ausgebildeten Lehrerstand damals noch nicht gab, griff man auf den Küster als „Lehrer“ zurück, der schon mal in der Kirche vorbetete und bei dem man aus dem näheren Umgang mit dem Pfarrer einige Bekanntschaft mit gelehrten Dingen voraussetzte.

Das Küsterhaus in Stukenbrock war von dem 1. Küster Dreier aus eigenen Mitteln erbaut worden und stand an der Stelle oder in der Nähe des Hauses Steermann. Nach einem Bericht des Pfarrers Kuntz vom Jahre 1654 oblag dem Küster die Pflicht, Schule

zu halten. Da dieser aber dazu nicht fähig sei, habe er selbst, der Pfarrer, die Kinder unterrichtet und Schule gehalten. Es handelt sich um den 3. Küster Jobst Henrichs, der die Tochter des obigen Pastors geheiratet hatte.

Von einem systematischen Unterricht konnte natürlich keine Rede sein. Es wird vermutlich so gewesen sein, wie es später zeitweilig auf der Forellsenne üblich war: „Der Pfarrer nahm einige Wochen vor Ostern die Kinder in Unterricht. Er bereitete sie zur Beichte und Kommunion vor, und so gingen sie über ins bürgerliche Leben.“

Erst 1669 wird vom derzeitigen Küster gesagt, daß er zum Schuldienst geeignet sei, daß er sich also in den Anfängen des Schulwissens auskenne. Trotz der Mahnungen des Fürstbischofs konnten die Leute nicht dazu gebracht werden, ihre Kinder überhaupt oder regelmäßig zur Schule zu schicken. In einem Visitationsbericht um 1700 heißt es noch: „Ein Lehrer ist hier nicht, sondern der Dienst ist dem Küster übertragen, der aber vergeblich diesen Titel führt, da er keine Kinder zu unterrichten hat.“

Da die Einnahmen aus der Küsterei und Schulmeisterei zum Lebenunterhalte nicht reichten, unterhielt der Küster noch einen Ausschank, den ihm der Thorwestenhof, der in der Gemeinde das alleinige Brau- und Krugrecht hatte, gegen eine Pacht von 2 Taler überlassen hatte. Nach 1683 war es dieserhalb zwischen beiden zum Streit gekommen, da der Küster sich auf ein 30jähriges Besitzrecht berief und das Krugrecht des Thorwestenhofes bestritt. Dagegen machte Thorwesten geltend, daß während des Dreißigjährigen Krieges das Brauen unmöglich gewesen sei und der Küster nicht begehrt habe zu zapfen. Während des Kirchbaues (1683) sei er sogar wegen der Arbeiter durch Zwangsmittel dazu angehalten worden. Den Einwand des Küsters, er müsse den Leuten ein offenes Haus halten, lehnt der Vogt ab: Die Leute könnten auf dem Kirchhofe bleiben, wo vor Zeiten allemal die „Kermisse“ gehalten worden sei.

1746 wurde das Krugrecht des Thorwestenhofes durchbrochen, als auch der Ottenhof das Recht zur Errichtung eines Kruges erhielt.

Die Verbindung der Küsterei mit Krügerei und Beherbergung mußte mit Recht den kirchlichen Kreisen ein Dorn im Auge sein. 1777 war der Küster Anton Schlüter mit der freigewordenen Küsterei „begnadigt“ worden. Der Bischof hatte dem Vogt „unter der Hand geschrieben“, er möge „ihm zu Gefallen“ die „Krügerei“ aus der Küsterei in das Erbenhaus (jetzt Kösters) verlegen, das der Küster-Witwe Thorwesten, einer geborenen Müllenkamp, gehörte. Der Küster solle sich der Krügerei und der Beherbergung „gänzlich enthalten“, weil beides sich mit der Schulmeisterei nicht wohl vereinbare. Der Küster widersetzte sich zwar dem Befehle, mußte sich aber schließlich, als ihm harte Strafen zudiktiert wurden, fügen.

Mit der Gemeinde ergab sich ein weiterer Streit um seine Verpflichtung als Lehrer. 1780 war die Besiedlung schon bis an die Ems vorgerückt. Es gab aber nur die eine Schule in der Küsterei. Um den Kindern der Senne den weiten Weg zum Dorf zu ersparen, hatte Westermeier in seinem Hause ein Zimmer zur Verfügung gestellt, und 3 Vorgänger des Küsters hatten hier schon die „Nachmittagsschule“ gehalten. Nun vermietete Westermeier

sein Zimmer anderweitig, und auf der Senne stand nur ein anderes bei einem Berkemeier (Senneschnieder) zur Verfügung. Die Senner verlangten nun von Schlüter, er solle die Nachmittagsschule dort, eine Stunde vom Dorf entfernt, halten. Das lehnte dieser natürlich ab, verlangte vielmehr, die Kinder sollten zu ihm ins Dorf kommen. Eins war so unmöglich wie das andere. Das Dorf war eben zu groß geworden, eine Schule genügte nicht mehr. Die Senner bestanden auf einem eigenen Schulmeister. Das aber wollte der Pastor nicht, da dann der Küster nicht genug zu leben habe.

Ein doppeltes Schulgeld für die ohne Zweifel bedeutende Mehrleistung des Küsters lehnten hinwiederum die Senner ab mit der Begründung, der Küster bekomme schon jährlich von jedem Kinde 1 Taler, von jedem Schulneuling 2 Mariengroschen, bei jedem „neuen Buch“ (Versetzung) 2 Mariengroschen, 3 Groschen Holzgeld und von jedem der 20 Meier- und Halbmeier eine Wurst oder 4 Mariengroschen. Allerdings war es nicht klar, ob ihm diese als Küster oder als Schulmeister zustanden. Die Schule würde von ungefähr 100 Kindern besucht, von denen 60 zahlungsfähig seien. Man habe dem Küster von Anfang an 1 Taler zugebilligt, weil damals die Gemeinde noch klein gewesen sei. Wenn er jetzt, wo die Schülerzahl gestiegen sei, auch noch 1 Taler erhalte, so sei er dadurch als Schulmeister doppelt so gut gestellt wie seine Kollegen anderswo.

Die Einnahmen der Küsterei betrug nach einer Spezifikation Anton Schlüters auf dem Generalvikariat: Eine Behausung, 2 Gärten und 16 Scheffelsaat Land. Für Begleitung bei Weihgängen jährlich 7 Taler und einige Groschen, bei Begräbnis eines Erwachsenen 15 Groschen, für 6-Wochenmessen 3 Groschen, eine Jahresmesse 3 Groschen, für Begräbnis eines Kindes 12 Groschen, Trauung 5 Groschen, Aussegnung einer Wöchnerin 1½ Groschen, Versehgang 2 Groschen.

In dem schon 3 Jahre dauernden Streit freuten sich die Kinder, aber die Eltern klagten, daß diese wild aufwüchsen. Die Gemüter erhitzen sich immer mehr. Einem Befehle des Fürstbischofs, bei dem Berkemeier Schule zu halten, kam der Küster nicht nach. Als der Pastor die Verfügung am Sonntag vorlesen wollte, war sie ihm aus der Sakristei gestohlen worden. Gegen den Küster als solchen wurden viele Klagen laut. Er wurde ins Pastorat vor das Jahrgericht geladen. Dort wurde ihm vorgeworfen, er lebe seinen Pflichten zuwider, halte Kirche und Paramente nicht in Ordnung, vernachlässige die Orgel, sei oft abwesend, wenn Pastor und Kaplan Messe läsen, er sei dem Trunke ergeben, so daß er nicht fähig sei, der Schule vorzustehen. Der Küster zeigte sich bei der Anklage sehr auffällig und wurde zu einer Strafe von 10 Stockschlägen verurteilt, die ihm sofort aufgezählt werden sollten. Als man damit beginnen wollte, erlaubte er sich die Frage: „Seid ihr so schnell Korporal geworden?“ Daraufhin wurde er sofort abgesetzt und die Stelle neu ausgeschrieben. Bei der auf der Kanzlei in Paderborn durchgeführten Prüfung wurde der Theologiestudent Bernhard Kimmel am tauglichsten befunden. Schlüter weigerte sich nun, diesem die Kirchenschlüssel herauszugeben, verwehrte ihm den Einzug ins Küsterhaus und bedrohte ihn mit „tödlichen Instrumenten“. Die Eltern schickten ihre Kinder aus Angst nicht mehr zur Schule. Da Schlüter Fenster und Türen zerschlug, brachte man ihn

ins Zuchthaus nach Paderborn, wo er ein Jahr gesessen hat. Nach seiner Entlassung soll er bald gestorben sein.

Der Nachfolger Kimmel gab, da die Küsterei durch den Vorgänger in schlechte Umstände gesetzt war, verschiedene öde, um die Kirche gelegene, zu nichts taugliche Plätze in Erbpacht an den Tabakmacher Kösters, den Schuhmacher Lücke (Stallbories) und einen Fockel. Dieser bekam einen Platz der Kirche gegenüber bis zum Kirchbach. 1799 erstand darauf, nachdem man einen kleinen Platz zurückerhalten hatte, die Vorgängerin der heutigen Kirchsule, die 1888 dem Straßenbau weichen mußte.

Schlüter soll vorher Holzhacker im Schlosse zu Neuhaus gewesen sein, war also für seinen Beruf als Lehrer absolut nicht vorgebildet. Auch Kimmel hatte keine besondere Ausbildung erfahren. Zu seiner Zeit wurde im Jahre 1788 die allgemeine Schulpflicht eingeführt, jedoch anscheinend anfangs nicht streng gehandhabt.

DIE „NEUE SCHULE“ UND IHRE LEHRER

Die Zeit um und nach 1800, die auf allen Gebieten des Lebens so umwälzende Neuerungen brachte, ist auch am Schulwesen nicht achtlos vorübergegangen. Das Wirken des großen in der Schweiz lebenden Erziehers Pestalozzi strahlte auch nach hier aus. Lehrerbildungsanstalten oder Normalschulen wurden eingerichtet, an denen der Lehramtsanwärter methodisch für seinen Beruf vorbereitet wurde. Die Schule ist in der Folgezeit einer der wichtigsten Hebel für den hohen Stand der heutigen Volksbildung geworden. Der Lehrer bekam Standesbewußtsein und schuf sich ein eigenes Berufsethos.

Als Vorläufer dieses neuen Lehrertyps kann man Franz Josef Gauksterdt vom Gauksterdt'schen Hofe bezeichnen, der von 1793 bis 1833 hier wirkte. Er erwarb im Jahre 1794 das jetzige Petersche Haus als Rohbau von einem Kaestert, baute es weiter aus und betrieb darin ein Geschäft und eine Gastwirtschaft. Franz Josef Gauksterdt war nach Antpöhler, der ihn nicht genug loben kann, ein „hochgelehrter“ Mann, der das Gymnasium in Paderborn besucht hatte. Er gab Erwachsenen, die sich weiterbilden wollten, unentgeltlich Unterricht. Viele Geistliche sind aus seinen Schülern hervorgegangen; von seinen eigenen 5 Söhnen wählten 3 den geistlichen Stand. Franz Josef wurde der 1. Seminarlehrer in Büren, die beiden andern starben als Pfarrer in Erkeln und Mastholte. Leopold, der schon auf dem von dem großen Schulmann Overberg 1825 in Büren eingerichteten 1. Westfälischen Lehrerseminar ausgebildet war, war kurze Zeit Gehilfe und Nachfolger des Vaters, starb aber schon bald im Alter von 32 Jahren an Auszehrung. Der 5. Sohn, Gerhard, erbte das väterliche Geschäft. Er starb ebenfalls früh, und seine Witwe heiratete einen Peters aus Wewer wieder. Franz Josef Gauksterdt war der erste, der den Ehrentitel Lehrer verdiente, obwohl auch er noch nicht eigens für seinen Beruf vorgebildet war. Wie unzureichend die Volksbildung unter seinen Vorgängern gewesen war, beweist die Tatsache, daß alle 11 Stukenbrocker, die im Augustdorfer Hudestreit eine Anzeige erstatteten, als Analphabeten ihre Namensunterschrift mit 3 Kreuzen gaben.



46. Dorfstraße bei der Kirche mit Haus Peters und „Peters Eiche“

Als man 1799 eine neue Schule bauen wollte, gab es einen Streit, ob man sie wieder an der alten Stelle (Steermann) oder in der Nähe der Kirche errichten sollte. Dem Einwand, der Küster sei dann zu weit von seinem Gemüsegarten entfernt, hielt man entgegen, das Küsterhaus würde ja um des Schul- und Küsterdienstes gebaut, und der Küster müsse unzählmahl mehr zur Kirche als in den Garten. Auch könne die Kirche, die in 5 Jahren schon einmal bestohlen war und bei der man ein andermal versucht hatte zu stehlen, besser überwacht werden. Nun hatte man aber keinen Platz, denn der Raum um die Kirche war vor einigen Jahren von dem Vorgänger in Erbpacht vergeben. Schließlich erklärte sich der Erbpächter Fockel bereit, gegen entsprechenden Nachlaß seiner Abgabenverpflichtungen einen kleinen Platz wieder abzutreten unter der Bedingung, daß in dem Schulhause niemals Wirtschaft betrieben werde. So kam die Schule unmittelbar vor den Kircheneingang. 1844 wurde ein zweiter Klassenraum angebaut, da einige Jahre vorher die „Lehrerstelle geteilt war“. 1888 wurde das Schulgebäude, da es dem Bau der jetzigen Bundesstraße im Wege stand, auf Abbruch an den Kolonen Gerhard Brink Nr. 77 für 970 Mark verkauft, der es zur Vergrößerung seines Wohnhauses benutzte.

Von den hier wirkenden Lehrern sei vor allem Johann Christian Ernst genannt, der nach 35jähriger Ortstätigkeit sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern konnte und mit 77 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand trat. Von 1882—1916 unterrichtete hier Liborius Kahmen, der 1. Rendant der 1905 gegründeten Spar- und Darlehnskasse.



47. Hauptlehrer Liborius Kaben (1882-1916) †

49. Lehrerin Therese Strunz hat 45 Jahre die Kinder der Kirchschule unterrichtet (1905-50)

48. Hauptlehrer Fritz Koch (1917-47) †

Aus neuerer und neuester Zeit wären zu nennen: J. Schulte, Friedrich Laydorf (1898 bis 1905), Georg Höner (1905—1930), Therese Strunz (1905—1950), Fritz Koch (1919 bis 1947), Anna Schumacher (seit 1924), Johannes Stiewe (seit 1930), Gertrud Schumacher (1944—1950), Alf. Katzer (1946—1948), Hubert Müller (seit 1948), Willi Henkel (seit 1948), Johannes Wilhelms (1950—1951), Elisabeth Dissen (seit 1950).

DIE FORELLSCHULE UND DIE BRINKSCHULE

Die Kinder der Forellschule besuchten bis 1780 die „Nachmittagsschule“ bei Westemeier. Als dann der Küster wegen der weiten Entfernung den Nachmittagsunterricht auf der Senne nicht mehr geben wollte und den Sennern einen eigenen Schulmeister zu halten verwehrt wurde, erteilte nach Antpöhler eine alte Witwe, geborene Rauenjohann „im Eschenbackes“ Unterricht. Die gute Frau, natürlich ganz religiös, konnte viele Gebete auswendig und etwas lesen. Später erteilten mehrere Ackersleute, gewöhnlich nur im Winter, spärlichen Unterricht. Es waren dieses Kolon Heinrich Neuwöhner, Kolon Stephan Bohnen und Johann Jost Antpöhler. Letzterer kollektierte auf der Senne für eine Schulstube 80 Taler, für deren Zinsen der Kolon Mersch eine Schulstube in seinem Heuerhause einräumte. In dieser Mietsstube wurde anfangs der Unterricht von einem namens Lücke besorgt, der später Lehrer in Buke wurde. Nach ihm wurde ein gleichnamiger Gerh. Lücke Lehrer. Er konnte zwar nicht schreiben, aber etwas lesen. Er war ein frommer Mann, der die Kinder zwar weniger die Wissenschaft, desto mehr beten lehrte.

Das Aufsichtsrecht über die Forell-Schule hatte der Küster der Kirchschule, der hierfür von jedem Schüler 10 Silbergroschen erhielt. Obwohl er in mehr als 20 Jahren die Schule auf der Senne nicht besucht hatte, hat er doch das „brutale Recht“ bis 1808 beibehalten.

In diesem Jahre wurde auf der Senne eine eigene Schule, die jetzige Lehrerwohnung, erbaut. Angeregt und befürwortet wurde sie von Pastor Rust, Kaplan Becker und dem vorhin erwähnten Joh. Jost Antpöhler. Aber die Senner wollten keine Schule, und auf einer dieserhalb einberufenen Versammlung wurde Pastor Rust „mit Schmähungen aller Art überhäuft“, und es wurde ihm „nicht mal ein Stuhl vergönnt“, obwohl er erklärte, er wolle mit einem guten Freunde (Kaplan Becker) den Bau der neuen Schule selbst bestreiten, wenn von der neuen Schulgemeinde die Hand- und Spanndienste unentgeltlich geleistet würden. Aber die Senner erklärten: „Wir wollen keine Schule, auch keine unentgeltliche! Wir haben eine, das genügt uns.“ Daraus spricht noch die Erbitterung darüber, daß sie nach 1870 keinen eigenen Schulmeister halten durften. Nun setzte der Landrat den Bau der Schule zwangsweise durch. Bis auf die schon gesammelten 80 Taler wurde der Bau ganz aus Mitteln von Pastor Rust und Kaplan Becker bestritten. Die Hand- und Spanndienste mußten die Senner leisten. Die Baukosten betrug 700 Taler.

Der Lehrer hatte ein schmales Einkommen, da die Schule nicht über 70 Schüler hatte, obwohl der Schulzwang seit der Franzosenzeit verschärft durchgeführt wurde. Das wenige schlechte Ackerland, das der Schulstelle aus der Gemeinheitsteilung zugefallen war, warf nur einen kärglichen Ertrag ab. Um diesem Übel abzuweichen, vermachte der Kaplan Becker der Schule in wohlmeinender Absicht ein Kapital von 1000 Taler mit der Bedingung, daß der zeitige Lehrer die armen Kinder unentgeltlich unterrichte. Seitdem nahm die ganze Schulgemeinde das Armenrecht für sich in Anspruch, und so ist das Kapital ein dauernder Zankapfel zwischen dem Lehrer und dieser gewesen. 1892 wurde ein neues Schulgebäude erbaut und 1908 ein 2. Klassenraum.

Aus der Reihe der Lehrer sind zu nennen: Joh. Keck (seit 1881), Heinr. Neuwöhner vom Berendshof (1892-1920), Joh. Eberling (1912-20), Lorenz Bendix (1920-28), Bodemer (1920-25), Mennemeier (1925-27), Franz Knaup (1928-35), Heinr. Mersch (1925-41), Willh. Bonnemeier (1936-40), Georg Meier (seit 1940), Elisabeth Kürpick (1942-51), Anni Führtjohann (seit 1950), Jos. Warmus (1948-52), Eberh. Beinlich (seit 1952).

Die Kinder des jetzigen *Brinkschulbezirks* besuchten bis um die Jahrhundertwende die Kirchschule. Wegen des weiten Schulweges wollten die Bewohner der Umflut eine eigene Schule bei der Brinkkapelle haben und stellten der Gemeinde einen Bauplatz zur Verfügung. Die Gemeinde aber hatte es mit dem Bau nicht so eilig. Sie baute erst im Jahre 1902 die Mädchenschule auf der Ottenheide, sodann 1908 den 2. Klassenraum auf der Senne. Erst als die Interessenten, die der Gemeinde das Grundstück geschenkt hatten, die Geduld verloren und einen Prozeß anstrebten, wurde 1910 auch die Brinkschule erbaut. Zur Finanzierung des Schulbaues wurde auch der Erlös aus dem Verkauf des Grundstücks verwandt, auf dem jetzt die Gastwirtschaft Lücke steht. Im Jahre 1950 wurde die Brinkschule um einen Klassenraum mit Gruppenzimmer erweitert.

An der Brinkschule wirkten: Franz Kocks (1911—1919), Heinrich Dissen (1919 bis jetzt), Maria Welschhof (1936 bis jetzt).

Als Folge des Zustroms der Vertriebenen aus den ostdeutschen Gebieten wurde 1951 je eine einklassige evangelische Volksschule im Dorf und auf der Forellsenne eingerichtet und mit den Lehrern Adolf Scholz und Kurt Pagel besetzt.

DER DREISSIGJÄHRIGE UND DER SIEBENJÄHRIGE KRIEG

Nur wenige Jahre waren seit der Gründung der Pfarrei vergangen, da entlud sich der durch die Reformation im deutschen Volk hervorgerufene konfessionelle Gegensatz in einem furchtbaren Bruderkrieg, den man später den Dreißigjährigen nannte.

Von Kämpfen um Stukenbrock ist zwar nichts bekannt, trotzdem ist es von den Schrecken des Krieges nicht verschont geblieben. Der Tolle Christian von Braunschweig hatte 1622 in Paderborn die Gebeine des hl. Liborius geraubt und aus dem silbernen Schrein Taler schlagen lassen. Bei Annäherung des kaiserlichen Feldherrn Tilly von Höxter über Nieheim floh er über Bielefeld-Brackwede ins Münsterland, um nach Holland zu entkommen. Tilly folgte ihm durch die Senne und lagerte bei Stukenbrock. Er hatte dem lippischen Grafen versprochen, an seiner Grafschaft „vorbeipassieren“ zu wollen. Trotzdem hatten einzelne Truppen Tillys in Oerlinghausen furchtbare Plünderungen, Zerstörungen und Scheußlichkeiten verübt. Es ist anzunehmen, daß auch Stukenbrock die Schrecken des Krieges kennengelernt hat. Die „Soldaten“ der damaligen Zeit waren in der Regel keine „frumbe Landsknechte“, sondern meist Abenteurer, welche nicht für Heimat und Vaterland oder ihre religiöse oder politische Überzeugung kämpften. Sie liefen dem zu, der den höchsten Sold zahlte oder bei dem es am meisten zu plündern gab. Der kämpfenden Truppe folgte ein Troß von Weibern und Kindern, Händlern und Komödianten, die den Soldaten die Langeweile des Lagerlebens verkürzen sollten. Wie ein Heuschreckenschwarm fiel ein solches Kriegsheer über das meist schon ausgeplünderte Land her. Tilly schlug Christian am 6. 8. 1623 auf dem „Blutfelde“ bei Stadtlohn.

Daß Hessen und Schweden hier geplündert haben, ersehen wir aus der Klage des Pfarrers Kuntz. Besonders müssen die Schweden hier gehaust haben. Davon weiß der Volksmund zu berichten: Bokelmeier hatte einen Knecht, einen Taugenichts, Kattenfrittken genannt. Von seinem Herrn gescholten und fortgejagt, lief er zu den Schweden. Mit diesen kehrte er eines Tages zurück und nahm Rache. Wie diese ausfiel, zeigt eine Verhandlung über Abgaben vom 3. 11. 1639, in der es heißt: „Von den Pächten ist nachgelassen wegen des betrübten Kriegswesens, Brand und Verheerung des Hofes.“

In einer Klage gegen den Küster und Wirt Jobst Henrichs schreibt der Vogt Dietrich Thorwesten, er habe kein Bier brauen können, „weilen alles verwüestet“ gewesen sei.

Nach dem Volksmund trieben in diesen unruhigen Zeiten die Leute ihr Vieh in eine Vertiefung des Bokelvenns, das damals noch nicht besiedelt, sumpfig und schwer zugänglich war. Von den darin zur Fütterung des Viehes aufgestellten Krippen soll die

Vertiefung (bei Sander) den noch heute gebräuchlichen Namen „Kribbenkühlen“ erhalten haben. Ein Ausguck auf der nahen Düne soll die Leute vor einer drohenden Gefahr gewarnt haben.

In dem um 1756 beginnenden *Siebenjährigen Krieg*, in dem der Preußenkönig Friedrich II. mit der Kaiserin Maria Theresia um den Besitz Schlesiens rang, hatte Stukenbrock, obwohl es von Kämpfen selbst verschont blieb, doch schwer unter den häufigen Durchmärschen und Einquartierungen beider Parteien zu leiden. Auf Seiten der Kaiserin standen die Reichsarmee und die Franzosen, und den Preußen halfen die Engländer (Hannoveraner). Man betrachtete den Einfall der Preußen in Sachsen als Bruch des Landfriedens und beschloß gegen Preußen den Reichsexekutionskrieg, zu dem auch das Fürstbistum Paderborn ein Kontingent von 819 Mann Infanterie stellen und ausrüsten mußte. Die monatlichen Kosten betragen 5—6000 Taler.

Da die Preußen im Osten gebunden waren, besetzten die Franzosen das preußische Ravensberg mit Bielefeld. Obwohl die Franzosen mit dem Fürstbistum für dieselbe Sache fochten, scheint es doch zu Übergriffen gekommen zu sein, denn Welschhof ließ sich am 6. Juni von ihnen, um vor Plünderungen gesichert zu sein, einen Schutzbrief ausstellen.

Der zum Oberbefehlshaber ernannte preußische General Ferdinand von Braunschweig drängte die Franzosen über den Rhein zurück. Nach einem Bericht hatte das „Kirspel“ Stukenbrock 1758 für Kriegsleistungen und Schäden von der preußischen Armee zu fordern: „Für beköstigte Truppen, fortgenommene Habseligkeiten, getane Fuhren und abgelieferte Fourage 251 Taler, 24 Groschen.“

Schwer hatte die Gemeinde 1759 zu leiden. Die Franzosen waren zurückgekehrt. In „Burg und Amt Lippspringe“ berichtet Paul Fürstenberg: „Um Mitte Juni erschienen wieder Franzosen. Ein Teil von ihnen bezog unter Marschall Contades am 19. Juni ein Lager auf der alten Lagerstätte zwischen Lippspringe und Schlangen. Ein anderer Teil stand unter Herzog Broglio zu gleicher Zeit nördlich von Schlangen in Osterholz. Beide Abteilungen vereinigten sich und zogen, 130 000 Mann stark, über Stukenbrock nach Minden. Alle Äcker und Gärten waren in einem Umkreis von 2 Stunden abgemäht und ausgeplündert.“ „Der Krieg muß den Krieg ernähren“, hieß es damals, wobei zwischen Freund und Feind wenig Unterschied gemacht wurde. Am 3. Juli stellte der Marquis de Contades von seinem Hauptquartier in Stukenbrock Welschhof einen Schutzbrief aus. Noch heute hält eine Flurbezeichnung „Franzosenplacken“, wo die Franzosen angeblich gelagert haben, das Andenken an diese traurige Zeit fest.

Am 1. August 1759 wurden die Franzosen von Ferdinand von Braunschweig bei Minden geschlagen und zogen sich zum Main zurück. Die ihnen folgenden Preußen erschienen wieder in Stukenbrock und verzehrten das, was noch übriggeblieben war. Ferdinand von Braunschweig schlug auch in Stukenbrock sein Hauptquartier auf und stellte Welschhof einen Schutzbrief aus, der folgenden Wortlaut hat:

„Wir Ferdinand Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg etc etc General en Chef der Armee Sr. Königlichen Majestät von Großbritannien und Churfürst. Durchlaucht

zu Braunschweig und Lüneburg etc ertheilen hiermit dem Vogt Ferdinand Welschof zu Stukenbrock zur Sicherheit des Seinigen und damit selbiger von allem Überfall und Marodieren befreit bleibe, diesen bei uns nachgesuchten Salve-Garde-Brief, und ist Unser erster Wille und Befehl, daß derselbe von allen unter Unsern Befehlen stehenden Völkern gehörig respectiret werde.

Signatum Hauptquartier zu Stukenbrock, den 18. August 1759

Siegel Ferd. v. Braunschweig“

„Beym Zurückzug mit Wundeten“ hatte Stukenbrock an Viktualien (Lebensmittel) Bestialien (Vieh) und Mobilien (Hausrat) einen Schaden von Reichstaler 737

An Zäunen und Holz waren verbrannt „ 86

An requirierten Pferden und Wagen „ 1217

In einer anderen Aufstellung hatte Stukenbrock zu liefern:

461 Scheffel Buchweizen, 604 Scheffel Roggen, 46½ Scheffel Gerste, 219 Scheffel Hafer, 30 Scheffel Rauhfutter, 3530¼ Bund Stroh zu 20 Pfund, 6 Fuder Holz; 60¼ Morgen Wiesewachs, der Morgen zu 4 Taler, waren abgeweidet.

1760 heiratete Heinrich Beinelmeyer die Witwe Wilhelmine des verstorbenen Johann Christoph, Meyer zu Bokel. In Anbetracht des „bei diesen kriegerischen Zeiten erlittenen großen Schadens und des Erbes verschuldeten Zustands“ brauchten für Auffahrt sowie für des verstorbenen Bokelmeyers fälligen Sterbfall nur 20 Reichstaler bezahlt werden.

Auch 1761 waren die Preußen wieder hier und verursachten einen Schaden von

129 Morgen Wiesewachs Reichstaler 648

161 „ 3½ Gart Gartengewächse „ 685

86 Bäume zu 475 Fuder Holz „ 797

An Fischen, Kühen, Schweinen, Nahrungsmitteln,
Hausrat und Habseligkeiten „ 5401

Dann kamen wieder die Franzosen, und der Pastor Blinden klagte, er habe in 5 Wochen zweimal das Hauptquartier „erleiden“ müssen. 1761 stellte der Herzog de Broglie Welschof wieder einen Schutzbrief aus. 1762 erwuchs der Gemeinde aus Einquartierungen und Durchmärschen der Preußen wieder ein Schaden von 2080 Taler, so daß sich die Gesamtaufwendungen für die preußische Armee auf 12 170 Taler beliefen. Dazu kamen noch nicht in Geldwert umgerechnete 36 840 Rationen Hafer, 29 629 Rationen Heu, 43 750 Rationen Stroh.

Der von den Franzosen verursachte Schaden ist uns nicht bekannt, wird aber wohl nicht niedriger gewesen sein. Für das gesamte Fürstbitum betrug der verursachte Schaden von den Franzosen 2 328 347 Taler, von den Preußen 4 865 992 Taler.

Die Verschuldung war so groß, daß 1760 von jedem Schornstein jeder Landbewohner 1 Taler 12 Groschen, die Klöster und Adligen 2 Taler geben mußten.

Als der Frieden schließlich geschlossen war, pflanzte Bokelmeyer — nach dem Volksmunde — rechts von dem Wege zur Kirche 7 Eichen zum Andenken an die 7 Jahre des verheerenden Krieges, von denen heute noch 4 stehen.

Wenn auch in den verflossenen Jahrhunderten das große Weltgeschehen seine Wellen bis in unser einsames Sennedorf geworfen hatte, das bäuerliche Leben an sich war davon wenig oder gar nicht berührt worden. Man arbeitete noch in alter Weise, baute noch dieselben Früchte, drosch das Korn mit dem Dreschflegel, spann und webte noch wie zu Ururgroßvaters Zeiten. Am Abend brannte noch das rußende Öllämpchen, und man schrieb noch mit dem Gänsekiel. Es war gleichsam, als ob die Zeit stillgestanden wäre.

Unverändert geblieben war auch die Abhängigkeit vom Grundherrn. Man zahlte noch seine Pächte, noch waren Weinkauf und Mortuarium in Übung, man verrichtete in Neuhaus seine Dienste wie von jeher üblich.

Die verflossene Zeit war die des Absolutismus, der Fürstenherrlichkeit. Liest man einmal einen Freibrief oder ein anderes Aktenstück — wie spiegelt sich darin die ganze Fürstenherrlichkeit wider! „Von Gottes Gnaden“ fängt es an, und dann folgt eine ganze Seite mit Titulaturen, Würden und Ämtern. Wir fühlen heraus: der Bauer war bloßes Objekt, der Packesel und die milchende Kuh für die großen Herren. Er fühlte sich aber auch ganz als „Untertan“. Schreiben wurden gerichtet an den „allergnädigsten Fürsten und Herrn“, dem man „ganz untertänigst“ seine Bitte vortrug.

Dabei muß man sagen, daß das geistliche Regiment im Vergleich mit manchen weltlichen Ländern noch als milde bezeichnet werden konnte. Und doch ging es mit der Fürstenherrlichkeit, mit dem „Untertanenstaat“ zu Ende. Es waren die großen Gedanken der Französischen Revolution von 1789, von der Freiheit und Würde des Menschen, von

50. Timmermeisters Mühle am Furlbach, erbaut 1810



allgemeiner Gleichberechtigung, von der Freiheit aller wirtschaftlichen, politischen und sozialen Fesseln, Gedanken, die beim Bürgertum in den Städten lauten Anklang fanden, aber auch ihre Wellen aufs Land schlugen. Zunächst ging es hier um die Verwirklichung der wirtschaftlichen und sozialen Freiheit, d. h. um Abschaffung der Leibeigenschaft und Freiheit des Eigentums.

Wie wirkte sich die neue Zeit auf unsere Verhältnisse aus? Die größte und unmittelbare Wirkung war die Abschaffung der Eigenbehörigkeit, die schon in der Napoleonischen Zeit begann, aber erst unter der preußischen Herrschaft ihre endgültige Form erhielt. Man könnte der Ansicht sein, daß darob ein Aufatmen gewesen sei. Wir lesen nichts davon. Das Bauerntum hatte die neuen Verhältnisse ja nicht selbst herbeigeführt. Es hatte sich nicht selbst befreit, sondern war befreit worden. Es hatte die Eigenbehörigkeit in dumpfer Gelassenheit als gottgewollt, wie den natürlichen Wechsel von Tag und Nacht hingenommen. Mehr noch: Aus dem Abhängigkeitsverhältnis, das man in seinem Wesen als patriarchalisch, ja als Vater-Kind-Verhältnis auffaßte, standen dem Bauern auch gewisse Rechte zu. So mußte der Grundherr in Notzeiten den Betroffenen Hilfe, vor allem und zunächst Minderung oder Erlaß ihrer Abgaben gewähren. Mancher, als er sich aus dieser jahrhundertealten Sicherung gelöst und auf sich selbst gestellt sah, mag von Lebens- und Weltangst ergriffen worden sein.

Die Gemeindegeschichte, die in dieser Zeit sehr ausführlich über die politischen und kriegerischen Ereignisse berichtet, bringt darüber 1810 nur den einen Satz, daß „aller Zwang und Gilden aufgehoben und alles Gewerbe gegen Patentabgabe freigegeben“ sei, und an anderer Stelle heißt es, daß der Kolon Timmermeister eine neue Mahlmühle gebaut und nichts davon zu geben brauche als die Patentsteuer.

Zwar hatte der Bauer jetzt ein freies Verfügungsrecht über sein Besitztum, aber ein unmittelbarer Vorteil sprang für ihn nicht dabei heraus; denn die auf das Hörigkeitsverhältnis gründenden Abgaben wurden nicht einfach gestrichen, sondern gingen in die Hand des Staates über und wurden als Hypotheken eingetragen. Seit 1829 konnten diese abgelöst und getilgt werden. Welsch löste 1838 seine Verpflichtung ab mit 61 Taler.

DER ÜBERGANG AN PREUSSEN UND DIE FRANZOSENZEIT

Ununterbrochen hatte Stukenbrock zum Fürstbistum Paderborn gehört. Es war darum für die Gemeinde ein bedeutungsvolles Ereignis, als das Fürstbistum aufgelöst und in den Besitz Preußens übergang.

Der Frieden in Luneville im Jahre 1801 bestimmte, daß das ganze linke Rheinufer an Frankreich abzutreten war. Preußen wurde für seine verlorengangenen linksrheinischen Gebiete durch die Bistümer Hildesheim, Paderborn und Teile des Bistums Münster sowie die Abtei Corvey entschädigt.

Am 6. August 1802 nahm Preußen das Fürstbistum in Besitz. Die erste Eintragung in

der Gemeindegeschichte lautet: Bis 1802, den 3. August, war Franz Egon von Fürstenberg noch regierender Fürstbischof und Landesherr der Bistümer Paderborn und Hildesheim. Unter hochherzoglicher Regierung waren in Stukenbrock:

Pastor Joseph Rust Kaplan Franz Becker Küster Joseph Gaukerdt
Amtsvogt Ferd. Welsch Untervogt Ferd. Eikenbusch Grenzfänger Heinrich Nagel.

Zur Besoldung obiger Beamten brauchte Stukenbrock nichts beizutragen.

Begeistert ist man nicht über diesen Wechsel gewesen, denn es heißt: „Die Untertanen, welche seit 1000 Jahren an die milde und friedfertige Regierung der Fürstbischöfe gewöhnt waren, wurden dadurch in die größte Bestürzung und Traurigkeit versetzt.“ „Unter dem Krummstab ist gut leben“, hieß ein Wort damals, nicht nur, weil die Abgaben nicht übermäßig hoch waren, sondern auch, weil das geistliche Regiment als im allgemeinen weniger drückend empfunden wurde. Auch die hohe Politik der geistlichen Landesfürsten war weniger auf kriegerische Eroberungen als auf friedliche Erhaltung des eigenen Besitzstandes gerichtet gewesen. Man ließ die Dinge eben treiben. Das führte dazu, daß die Preußen bei Übernahme des Paderborner Ländchens viel Armut und manche Mißstände vorfanden.

Nach dem unglücklichen Kriege zwischen Preußen und Frankreich 1806/07, der die Abtretung aller preußischen westfälischen Gebiete, zu denen seit 1802 auch das Hochstift Paderborn gehörte, zur Folge hatte, brach wieder eine schwere Zeit an. Jérôme, der Bruder Napoleons, oder „König Lustig“, wie er sich selbst nannte, weil er als König von Westfalen in Kassel glänzende Hoffeste hielt, schrieb bedeutende Kontributionen sowie Lieferungen an Hafer, Roggen, Mehl, Heu und Stroh aus. Im Februar 1807 mußte Stukenbrock darüber hinaus eine außerordentliche Lieferung an Vieh, eine Gewerbe- und Nahrungssteuer in Höhe von 424 Taler aufbringen.

Das Land wurde nach französischem Vorbild in Departements, Distrikte, Kantone und Kommunen (Gemeinden) eingeteilt. Stukenbrock gehörte zum Departement Fulda, Distrikt Paderborn, Kanton Lippspringe. Für Stukenbrock ergab sich aus dem Übergang an Frankreich insofern eine Erschwerung, als Stukenbrock, welches bisher als „Vogtei Stukenbrock“ die niedere Gerichtsbarkeit gehabt hatte, zum vier bis fünf Stunden entfernten Amt und Gerichtsbezirk Delbrück geschlagen wurde.

Der Hauptgegner Napoleons war England. Weil er diesem wegen seiner Insellage und starken Flotte nicht beikommen konnte, versuchte er, es durch die „Kontinentalsperre“, durch Abschneidung seines lebenswichtigen Handels mit dem Festlande, auf die Knie zu zwingen. Jetzt blühte der Schleichhandel, in dem für Kolonialwaren — wie Kaffee, Zucker usw. — Phantasiereise gefordert wurden. Alle Grenzorte waren mit „Douanen“ (Zollstellen) besetzt. In Stukenbrock amtierte ein Steueraufseher Rasche mit 500 Franken Gehalt.

Die Kriege Napoleons verschlangen Unsummen von Geld. Immer neue Steuern wurden eingeführt. Über die steuerliche Belastung der Gemeinde gibt ein Jahreshaushalt aus dieser Zeit Auskunft, der zugleich zeigt, wie kümmerlich sich Ausgaben für gemeindliche Bedürfnisse gegenüber den öffentlichen Steuern ausnahmen.

Im einzelnen:

Stehende Registergelder (früher Pacht)	76 Taler
Weinkäufe	50 Taler
Grundsteuer	271 Taler
Personalsteuer	551 Taler
Patentsteuer	60 Taler
Gemeinheitsabgaben für den Maire, Ortsdiener, Unterhaltung der Kirche, Geistlichen, Schule, Hebamme und arme Kinder	136 Taler
	<hr/> 1144 Taler

Zum Vergleich damit diene die steuerliche und abgabepflichtige Belastung aus der fürstbischöflichen Zeit:

a) Stehende Geldrenten	76 Taler
b) Schatzungen	145 Taler
c) Eigentumsgefälle im Durchschnitt	100 Taler
d) Kopfschatz, welcher jedoch nur periodenweise erhoben wurde	200 Taler
	<hr/> Summa 521 Taler

Nach der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 rückten am 4. November 40 000 Kosaken und Baschkiren, die den flüchtenden Franzosen folgten, in Paderborn ein. Zu ihrer Verpflegung mußte Stukenbrock beitragen:

am 1. November	1 1/2 Quart Branntwein	10 Schinken			
	10 Seiten Speck	20 Würste			
am 3. November	18 Stück Rindvieh	40 Schweine	200 Bund Stroh		
	200 Brote	6 Fuder Holz	1 Fuder Pfähle		
	1 Fuder Holzleitern				
am 16. November	34 3/4 Berliner Scheffel Hafer	13 Zentner Heu	5 1/2 Zentner Stroh		
	15 1/4 Scheffel Roggen	24 1/2 Scheffel Erbsen	24 1/2 Scheffel Bohnen		
	18 1/2 Pfd. Grütze	18 1/2 Metzen Kartoffeln	1 Stück Rindvieh		
am 23. November	5 Paar Schuhe	1 Paar Stiefel	13 Hemden		
	10 Paar Strümpfe		10 Säcke		
am 4. Dezember	18 Berliner Scheffel Roggen	60 Berliner Scheffel Hafer			
am 7. Dezember	17 Maß Branntwein				

Durch Stukenbrock kamen nur einige Kosaken als Streifer.

Nebenher sei noch das Urteil der Gemeindechronik über die Kosaken hier wiedergegeben:

„Die Kosaken waren fast alle rohe Menschen, hatten keine ordentliche Mondierung, schliefen gewöhnlich bei ihren Pferden, aßen ohne Messer und Gabel, liebten halb gar gekochtes Fleisch und rohen Speck und tranken gern Branntwein. Sie stellten sich fromm, nahmen aber alles mit, was sie kriegen konnten.“

DIE GEMEINHEITSTEILUNG

Die Gesamtfläche der „Gemeinheit“ (s. „Die Hudegerechtigkeiten“) war durch Neusiedlungen und durch „Zuschläge“ zu den alten Höfen schon bedeutend kleiner geworden. Außerdem befand sie sich in einem sehr schlechten Zustand. Sie wurde von allen durch Hude und Plaggenmahd ausgebeutet und nie gedüngt. Vor allem hatte der „Hudekrieg“ große Verwüstungen in der Senne hinterlassen. Weite Strecken waren ganz von Heide entblößt, der lose Sand wurde vom Winde verweht und drohte die Felder zu ersticken. Trotzdem ging die Heideverwüstung weiter, jetzt nicht mehr zwischen den einzelnen Orten, sondern nun jagten sich die einzelnen Dorfbewohner gegenseitig die Plaggen ab. Die genossenschaftliche Denkweise „alle für einen“ war ganz verlorengegangen. Man hielt es für unzeitgemäß, die Nutzung auf genossenschaftlicher Grundlage beizubehalten. In Privathand müßten sich bedeutend höhere Erträge herauswirtschaften lassen.

Aus diesem Grunde drängte die preußische Regierung in ihren Reformen zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf Teilung der Gemeinheiten. Für den Staat spielten dabei auch steuerliche Erwägungen eine Rolle. Auf dem Lande war die Grundsteuer die wichtigste Einnahmequelle, die nur vom Privatbesitz erhoben wurde. In einem Gesetz von 1818 wurden die Gemeinheitsteilungen geregelt, die auf Antrag der Beteiligten oder auch nur eines Teiles vorgenommen werden mußten. „Das Gesetz trug die Spuren der ostelbischen Denkart an sich und begünstigte ausgesprochen den größeren Besitz.“ Die kleinen Leute ohne Grund und Boden (Heuerlinge) waren ganz von der Teilung ausgeschlossen.

1824 kauften die hudeberechtigten Kolonen das *Brechmerholz* nach Abholzung und Verkauf der nicht besonders gediehenen und teilweise vertrockneten Eichen von der Staatlichen Forstverwaltung und verteilten den Boden unter sich.

1837 stellten die Kolonen Wiethoff, Kipshagen, Garnkäufer und Genossen den Antrag auf Teilung der Gemeinheit. Es war eine ungeheure Arbeit unter Berücksichtigung von Bodengüte, Entfernung vom Hof, Holzbestand usw., eine gerechte Teilung durchzuführen, und erst 1849 wurde sie zum Abschluß gebracht. Die zu teilende Fläche umfaßte 9038 Morgen, davon lagen 2104 Morgen auf lippischem Gebiet. Der Anteil sollte bei einem Vollmeier 64, Halbmeier 48, Viertelmeier 36, Altkötter 31 1/2, Achtelmeier 27, Sethzehntelmeier 20 1/4 und bei einem Zweiunddreißigstel 15 3/16 Teile betragen. Für die markenherrlichen Rechte, die der Staat auf die zu teilende Gemeinheit hatte, wurde er mit einem Silbergroschen je Morgen abgefunden.

Zunächst wurde die ganze Gemeinheit vermessen. Die Katastervermessung des Privatbesitzes war schon 1829—30 erfolgt. Vorher hatte man Bachläufe, einzelstehende Bäume, dicke Findlinge und andere markante Punkte zur Grenzfestlegung verwendet.

Der Gemeinheitsteilung verdanken wir eine genaue Bauernliste, darum sollen die Namen mit ihrer Bauernklasse und der erhaltenen Größe angeführt werden.

Antpöhler gen. Otto	1/16	83 Morgen	Austermeier	1/16	96 Morgen
Antpöhler Trappen	1/16	83 „	Bokelmeier	1/16	45 „
Aschoff	1/16	72 „	Bohnen	1/16	73 „
Antpöhler Erbpächter	9	„	Bohnensteffen	1/16	67 „

Bories	1/8	73 Morgen	Lütkenherm	1/16	27 Morgen
Brechmann	1/2	112 "	Meiwes	1/16	50 "
Brinkmann	Altkötter	102 "	Mertensjost	1/16	50 "
Brokschmidt	1/2	91 "	Mertens	1/4	133 "
Brock	Erbpächter	7 "	Mersch	1/16	81 "
Brummelte	1/16	71 "	Mühlenkord	1/8	108 "
Buschen	1/16	52 "	Nagel	1/32	60 "
Brüske	1/32	39 "	Neuwöhner	1/16	57 "
Dannenbäumer	1/16	78 "	Nieweg	1/16	60 "
Deppe	Altkötter	110 "	Niggemeier	1/16	67 "
Deppe	Neubauer	5 "	Oekenpöhler	1/32	53 "
Dierks	1/16	73 "	Otten	1/2	100 "
Dorenkamp	1/2	50 "	Pastorat		57 "
Meives	1/16	35 "	Plass	1/8	74 "
Eschengerd	1/16	67 "	Plasskonrad	1/16	107 "
Eschen	1/8	117 "	Rauen	1/16	43 "
Ewers	1/8	122 "	Reker	1/16	74 "
Eberhard	1/16	88 "	Reineke	1/16	66 "
Fiekens	1/16	33 "	Renerich	1/16	62 "
Fien	1/8	39 "	Rötteken	1/16	89 "
Flürte	1/32	11 "	Sander	1/16	26 "
Fockel	1/2	222 "	Scheifers	1/8	42 "
Fockel Müller	1/16	81 "	Schapöhler	1/16	49 "
Forell	Altkötter	122 "	Schmidt	1/8	55 "
Garnkäufer	Altkötter	55 "	Schule Forell		57 "
Gees (Antpöhler)	1/16	84 "	Schule, neu zu bauende		21 "
Gerkens	1/16	30 "	(Brinkschule?)		
Gerdes	Altkötter	104 "	Schniedermann	1/32	51 "
Haberland	1/2	75 "	Senneschnieder	1/8	98 "
Hansmeier	1/16	71 "	Siekman	1/16	53 "
Henrichsmeier	1/4	38 "	Sieweke	1/2	134 "
Höveken	1/16	56 "	Schröder	1/16	32 "
Hüttemeier	1/16	71 "	Sieweke (Senne)	1/16	84 "
Jägerkrüger	1/8	78 "	Spellern	1/4	49 "
Jürgens	1/8	79 "	Stallmann	1/8	55 "
Jürgendirk	1/16	76 "	Stallbories	1/8	67 "
Kaplanei		24 "	Stenneberg		6 "
Kirchschule		28 "	Stumpe	1/16	72 "
Kipshagen	1/2	45 "	Suren	1/16	74 "
Klöppler (Soldaten)	1/16	88 "	Thorwesten	1/16	54 "
Kliggenherm	1/16	65 "	Thülmann	1/8	69 "
Kliggenmann	1/16	70 "	Tiek	1/8	83 "
Klöppler (Hansjürgen)	1/16	77 "	Timmermeister	Altkötter	111 "
Klöppler (Jostherm)	1/16	63 "	Tölke	1/2	152 "
Knepper	1/16	82 "	Trapphof	1/2	88 "
Konrads	1/16	84 "	Welschof		734 "
Korsmeyer	1/16	95 "	Westemeier	Altkötter	61 "
Kraken	1/16	77 "	Wiethoff	1/16	73 "
Krümmel	1/8	37 "	Woisten	1/8	71 "
Kruse	1/2	166 "	Oesterwalbesloh (Liemke)		151 "
Lienen	1/16	30 "	Westerwalbesloh		158 "
Lümmer	1/2	223 "	Wege, Lehmkuhlen usw.		363 "

9020 Morgen

Die Differenz mit der Gesamtfläche ergibt sich dadurch, daß die Ruten nicht mit angegeben sind. Berend, Welschmeier und Gauksterd erscheinen nicht bei der Gemeinheitsteilung. Der Grund dafür ist nicht bekannt.

DER VERFALL ALTER HÖFE

Durch die Aufhebung der Eigenbehörigkeit war der Bauer freier Eigentümer seines Hofes geworden. In der Zeit der Eigenbehörigkeit hatte der Grundherr darüber gewacht, daß der Hof nicht zu stark belastet wurde. Jetzt mußte der Bauer selbständig wirtschaften. Dazu war nicht jeder fähig. Vielfach fehlte das Maß dafür, wie weit der Hof Belastungen vertrug. So ist in der Folgezeit mancher Bauer um Haus und Hof gekommen. Hinzu kam noch, daß der Anfang der bäuerlichen Selbständigkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleich mehrere Jahre mit Mißwachs und Teuerung beschwert wurde. Jahrhundertlang hatten die alten Bauernfamilien auf ihren Höfen gesessen, Geschlechter waren gekommen und gegangen, das einzig Ruhende war die Unveränderlichkeit des Hofes. Nun erleben wir es, daß in kurzer Zeit fünf der alten Höfe wegen Schuldenlast unter den Hammer kommen.

Als erster von den „Alten“ fiel der Tölkenhof. Früher einer der blühendsten Höfe der Gemeinde, wurde er, stark verschuldet, 1844 von Wilhelm Lümmer, der ihn 20 Jahre vorher im Meistgebot für 2000 Taler erworben hatte, für 3050 Taler vereinzelt.

In demselben Jahr widerfuhr auch dem Siewekenhof das gleiche Schicksal.

Der verschuldete Welschmeiersche Hof ging 1849 für 24 700 Taler in den Besitz des Gutsbesitzers Tenge in Barkhausen über, der ihn mit lauter kleinen Leuten besetzen ließ. Die Verschuldung des Hofes ist wohl zum guten Teil auf die Anlage einer Leinenbleiche im Jahre 1817 für 5000 Taler zurückzuführen, die sich nicht entsprechend rentierte und 1881 einging. Hinzu kam, daß der letzte Welschmeier nicht zu wirtschaften verstand. Von ihm wird erzählt, er habe sein Pferd, als es einen Graben nicht überschreiten wollte, mit Talern geworfen und damit angetrieben. Diese wurden natürlich von nachkommenden Leuten mit Freuden aufgesammelt. Das Haus wurde 1928 vom Blitz getroffen und brannte ab.

Der Ottenhof wurde 1852 an den Kaufmann Peters und den Zimmermeister Schniedermann für 7500 Taler verkauft, die ihn im Jahre 1862 vereinzelt.

Der Spellernhof ist nach und nach verkauft worden. Das Haus brannte in den 1880er Jahren und 1915 ab und ist danach nicht wieder aufgebaut worden.

So bedauerlich es war, daß die jahrhundertealten Höfe verschwanden, so boten sie doch mancher Familie die Möglichkeit sich anzusiedeln. Die dichtere Besiedlung des nördlichen Teiles des Dorfes war nur möglich durch Aufteilung und Verkauf dieser Höfe.

VOM LEBEN UND STERBEN - SEUCHENTOD

Geburt und Tod sind die Grenzstationen jedes Menschenlebens. Die Zahl der Geburten war früher bedeutend größer, aber auch die Kindersterblichkeit war erschreckend hoch. Ein sehr hoher Prozentsatz der jungen Erdenbürger starb im ersten Jahre dahin. Mangelhafte Ernährung, ungesunde Wohnverhältnisse, überhaupt Unkenntnis der Hygiene

waren die Ursachen. In den 20 Jahren von 1783 bis 1802 starben bei 352 Erwachsenen 402 Kinder, davon 53 allein 1783 und 52 im Jahre 1795. Man tröstete sich damit, daß Gott das Kind lieber gehabt und es wieder in den Himmel genommen habe.

Aber auch die Erwachsenen hatten wenig Aussicht, ein hohes Alter zu erreichen. Nur wenige Auserwählte erreichten in früheren Zeiten das sogenannte „biblische Alter“. Ansteckende Krankheiten, gegen die man heute die Schutzimpfung kennt, dezimierten Dorf und Stadt. Zweit- und Drittehen waren bei dem frühen Tod des einen Ehepartners viel häufiger als heute. Bekam z. B. jemand Blinddarmentzündung, eine heute harmlose Angelegenheit, so lag er in 8 Tagen auf dem Kirchhof. Bei wieviel jungen Menschen, die mit 30 oder 35 Jahren starben, ist hinter dem Namen als Todesursache „Auszehrung“ (Lungentuberkulose), ein furchtbarer Würger früherer Zeit, vermerkt. Man half sich zunächst mit Hausmitteln, da auch die damalige ärztliche Kunst in den meisten Fällen versagte. Oft kamen Kurfuscher ins Dorf, die zur Ader ließen, was bei allen möglichen Krankheiten helfen sollte. „Weise Frauen“ versuchten es mit Besprechen und undefinierbaren Tränklein, und schließlich: das beste Mittel gegen alle Krankheit war ein „linnen Plett und ein eiken Brett“, ein Totenhemd und ein Sarg.

Von einer furchtbaren Seuche wurden Stukenbrock und Hövelhof im Jahre 1827 heimgesucht. In der Gemeindechronik heißt es darüber:

„Im Jahre 1827 brach in Stukenbrock eine schreckliche Krankheit aus, an der binnen drei Monaten bei 500 Menschen krank lagen, von denen 160 starben. Die Krankheit fing mit starkem Fieber an, welches gewöhnlich dreimal wiederkehrte. Beim dritten Anfall des Fiebers erfolgte gewöhnlich Sprachlosigkeit. Hierauf trat bei vielen der vierte Anfall, das schreckliche Symptom der Schlagsucht ein, die gewöhnlich bis zum Tode andauerte. Am Anfang November schien diese schreckliche Krankheit etwas nachlassen zu wollen. Sie ließ den Winter über auch wirklich nach, doch im Sommer 1828 wurde ihr Auftreten wieder stärker, wenn auch nicht so schlimm wie im Sommer vorher. Sie hielt auch das folgende Jahr noch an, wenn auch nicht mehr so schlimm. Endlich flaute sie ab. Wahrlich die schrecklichste und fürchterlichste Krankheit, von der man seit Menschengedenken in Stukenbrock gehört hat! Merkwürdig ist, daß die Krankheit auf Sandboden mehr grassierte als auf Lehm Boden. Ein Vorbote dieser Krankheit war das Scharlachfieber, das im Winter vorher 60 Kinder wegraffte.“

Bei der Krankheit handelte es sich um die von der Stechmücke *Anopheles* übertragene Malaria, auch Wechselieber oder Europäisches Sommerfieber oder Holländisches Fieber genannt, eine Krankheit, die vorwiegend in den Sumpfgebieten der heißen Länder auftritt. Eingeschleppt worden sein mag sie durch die Arbeiter, die alljährlich zum Torfstechen und Mähen nach Holland gingen.

Kleinlebewesen als Krankheitserreger sind der Wissenschaft erst bekannt durch die Arbeiten des deutschen Gelehrten Robert Koch. Damals herrschte die ärztliche Ansicht, die Krankheit entstände durch Einatmen stickiger Moorluft (Miasmen).

Die eigentliche Quelle der Epidemie war die Gegend zwischen dem Kirch- und Ölbad.

Hier entstand sie, und hier wütete sie während der ganzen Zeit. Eigenartigerweise wurde von den Höfen Gauksterdt, Kipshagen und Welschmeier jenseits des Kirchbaches kein Haus befallen. Besonders wütete die Krankheit in der Gegend des Bokelhofes, am Furlbach und an der Ems. Nach ungefähr vier Wochen trat sie auch in Hövelhof auf und breitete sich von dort weiter nach Ostenland, Delbrück, Sande und Neuhaus aus.

Um die Erkrankten zu behandeln, die Krankheitsherde zu erforschen und zu beseitigen, sandte die Regierung den jungen Paderborner Arzt Dr. Hermann Schmidt in die Senne, der längere Zeit hier weilte und seine Aufgabe mit Gründlichkeit durchführte. In Stukenbrock wurde eine Apotheke eingerichtet. Zu Beginn der Krankheit ließ der Arzt vielfach zur Ader. Mit dem kurz vorher entdeckten Chinin hatte er bessere Erfolge. Auch der gemahlene Samen einer Ampferart, in Verbindung mit Wacholder und Wermut, in Branntwein ausgezogen, brachte sichtbare Besserung. Das damals unerklärliche Ansteigen der Seuche im Sommer und Nachlassen im Winter ist uns heute verständlich, weil die Entwicklung der Mücken und Parasiten nur bei gewissen Wärmegraden erfolgt, auch daß die Krankheit an Mooren und Sümpfen stärker wütete als z. B. auf dem lehmhaltigen Boden des Welschhofes, wo von 15 Familien niemand erkrankte, während in einer Sägemühle auf sumpfigem Untergrund von neun Familienangehörigen niemand verschont blieb. Das Ableiten des fauligen Sumpfwassers und das Hineinströmen frischer Luft in die verseuchten Gebiete erschien Dr. Schmidt als sehr wichtig. Zur Verhinderung einer weiteren Ausbreitung der Seuche ordnete er die Trennung der Gesunden von den Kranken an, soweit das bei den bescheidenen Wohnverhältnissen möglich war. Die genesenden Kinder noch eine Zeitlang vom Schulbesuche abzuhalten, war schon zu erreichen, aber „um so ermüdender und erfolgloser war es, den erwachsenen Genesenden die vielfachen Gründe einzupredigen, warum Gott von Kranken den Kirchenbesuch nicht fordere“. Auch das gemeinsame Spinnen der Nachbarn sah er als Grund für die Ausbreitung der Krankheit an. Eine noch größere Gefahr erblickte er in der Berührung mit den Toten. Sterbezimmer und Leichen wurden mit Chlorkalk bestreut und die Begleitung auf den Friedhof auf das äußerste Maß beschränkt. Die Vorschriften, die er für die Herrichtung der Gruft erließ, wurden dadurch erschwert, daß es hier noch keinen Totengräber gab, dieser letzte Dienst vielmehr von den Nachbarn verrichtet wurde. Seine Forderung nach Verlegung des Friedhofs vom Kirchhof wurde erst 1901 verwirklicht.

Bei seinen Krankenbesuchen lernte Dr. Schmidt auch die schlechten Wohn- und Ernährungsverhältnisse kennen. Darüber schreibt er: „Fast alle Häuser haben das Ungemach, daß die Fenster in den Wohnungen nicht geöffnet werden können, sondern aus einigen in die Wand eingemauerten Glasscheiben bestehen. Die Wohnstube ist oft von dem Schlafgemach getrennt, oft nicht. Letzteres enthält ein einziges großes Bett für die ganze Familie. Häufig ist dieses zugleich Wohnplatz des lieben Viehes, und neben dem Bett sind die Kuh oder Ziege oder andere nützliche Haustiere angebunden.“

„Der Stukenbrocker und Hövelhofer frühstückt morgens um 9 Uhr, ißt 12 Uhr zu Mittag und gegen 7 Uhr zu Abend. Das Frühstück besteht aus einer Milchsuppe. Mittag-

und Abendessen werden zu gleicher Zeit in einem großen Topfe bereitet. Es besteht bei den meisten aus Kartoffeln, welche mit einem andern Gemüse, meistens mit Moor- oder weißen Rüben vermenget sind. Die eine Hälfte hiervon wird des Mittags genossen, die andere wird in einem meist nicht zugedeckten Topfe in der Wohnstube aufbewahrt und, nachdem sie durch einen großen Schwarm von Fliegen und auf manche andere Weise hinreichend verunreinigt ist, abends, meist ohne wieder aufgewärmt zu werden, gegessen. Nur die schon etwas Begüterten essen zu diesem Gemüse etwas Schweinefleisch. Sonstige Fleischnahrung anzutreffen, ist eine wahre Seltenheit. Meist wird man sie nur bei Vollmeiern finden.“

Es gab 3 Nationalgerichte: den Pumpernickel, ein grobes Brot, den Pickert, welcher aus Buchweizenmehl und Wasser auf der Ofenplatte gebacken wurde, und den Puffer, der ebenfalls aus Buchweizenmehl und Wasser bestand, aber mit Fett in der Pfanne gebraten wurde und durch den Zusatz von Hefe lockerer war. Die Wohlhabenderen tranken ein halbdunkles Bier, vielleicht ein Honigbier (Immebeier), wie es um die Jahrhundertwende noch auf der Kirmes ausgeschenkt wurde. Die Menschen schildert er als gutmütig und rechtschaffen, aber als zurückhaltend und mißtrauisch gegen Fremde.

Bei der Unkenntnis der Krankheitsursache war das Bemühen des Arztes mehr ein Tappen im Dunkeln, trotzdem hat er mit den bescheidenen und unzulänglichen Mitteln viel Not und Leid gelindert, zumal für die Kranken Brot gebacken und Kaffee und geschälte Gerste unter die Armen verteilt wurden. Die Kosten für Arzt, Medikamente und Lebensmittel in Höhe von 1000 Taler wurden von der Staatskasse übernommen.

Die Entsumpfung des Bodens, Bachregulierungen, Impfungen und vor allem die Verbesserung der Wohnverhältnisse und der Lebenshaltung haben in der Folgezeit Seuchen ähnlichen Ausmaßes verhütet.

Der Bevölkerungsstand blieb trotz der hohen Geburtenzahl ziemlich stabil. Von größeren Auswanderungen im 19. Jahrhundert wird zwar nicht berichtet, sie sind aber bei den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen wohl als sicher anzunehmen. Die Gemeindechronik berichtet nur von einem Fall, wo ein Johann Franz Fockel 1847 nach Australien ausgewandert sei. In späteren Jahren, namentlich nach dem Kriege 1870/71, sog die aufblühende Industrie im „Bergischen“ allen Überschuß an Arbeitskräften an, und in der Gegenwart bietet die Industrie der näheren Umgebung Arbeit und Brot.

Nach dem Statistischen Repertorium des Königreichs Westfalen hatte Stukenbrock 1813 in 281 Haushaltungen 1692 Seelen. Die weitere Entwicklung ist folgende:

Im Jahre	1872	1852	Einw.	1919	2192	Einw.	1946	3869	Einw.
	1880	1875	„	1925	2316	„	1950	4554	„
	1910	2213	„	1933	2670	„			

In den 46 Jahren von 1905 bis 1950, über die genaue Angaben vorliegen, hatte Stukenbrock bei 919 Eheschließungen 2630 Geburten und 1406 Sterbefälle. Das ergibt einen Gesamtüberschuß von 1224 und einen Jahresüberschuß von fast 27.

Während in früheren Jahren der Geburtenüberschuß durch Abwanderung dem Dorfe verlorenging, hat er in den letzten Jahren zur Verstärkung des Dorfes geführt.

NOTZEITEN — DIE FLACHSSPINNEREI

Wenn man die Chronik der Gemeinde durchblättert, dann findet man immer wieder Zeiten der Not, der Teuerung und des Hungers. Die kleine Ackerfläche und der geringe Bodenertrag boten auch in normalen Zeiten namentlich der ärmeren Bevölkerung nur einen bescheidenen Lebensunterhalt. Trat nun noch Mißwachs ein, dann war der Hunger da. Ein Beispiel mag dieses beleuchten:

1815 und 1816 war in den Sandgegenden totaler Mißwachs. Buchweizen, die hauptsächlichste Fruchtart, gab kaum die Einsaat wieder. Auch in anderen Gegenden war das Korn sehr schlecht geraten. Daher entstand allgemeiner Mangel und Teuerung, besonders im Jahre 1817. Weil es zugleich an Kartoffeln und Gemüse fehlte, stieg der Berliner Scheffel Roggen bis auf 5 Taler, Kartoffeln bis auf 2 Taler. Die ärmeren Klassen konnten sich nicht einmal Brot genug anschaffen. Die preussische Regierung sprang mit billigem Korn ein, das sie in Rußland und Polen aufgekauft hatte. So war es möglich, bedürftigen Familien zu erschwinglichen Preisen Brot zu liefern, allerdings nur in geringer Menge. Noch eine besondere Vergünstigung wurde der Sennebevölkerung durch den Bezug des Getreides vom Kornboden in Paderborn zugestanden, weil der Transport von der Verteilungsstelle in Beverungen zu schwierig und kostspielig gewesen wäre. Da aber das Korn nur in ganzen und halben Scheffeln abgegeben wurde und viele nicht einmal das hätten bezahlen können, hätten nach der Gemeindechronik täglich mehrere hundert hiesige und Rietberger Einwohner bis zur Ernte aus Detmold, Lemgo und Horn „für ihren verdienten Groschen“ Brot geholt und an ihre Verwandten und Nachbarn verteilt. Selbst viele der großen Hausleute und Ackerwirte hätten von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Noch oft lesen wir von Zeiten des Hungers, der Teuerung und Not.

Die ärmere Bevölkerung fand von jeher in der *Flachsspinnerei* einen zusätzlichen Erwerb. Diese stand als Heimarbeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Stukenbrock wie in der ganzen Senne in hoher Blüte. Es gab wohl kein Haus, abgesehen von den größeren Kolonen, in denen nicht für Geld gesponnen wurde. Flachs und Hanf wurden meist auf dem Rücken aus dem nahen Lippischen geholt, die fertige Ware durch „Garnkäufer“ an die Bielefelder Leinwebereien verkauft.

Nicht allein die Frauen und Mädchen, auch Männer und Kinder saßen hinter dem schnurrenden Spinnrad. Je dünner der Faden, desto höher war der Lohn. Durch die jüngsten Finger glitten die feinsten Fäden, deren Zartheit dem Menschenhaar glich.

Große Not trat ein, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die mechanischen Spinnmaschinen aus England auch in Deutschland eingeführt wurden. Nun fiel der Preis für das Garn so, daß sich das Handspinnen nicht mehr lohnte. Zwar verdoppelten die Handspinner ihre Anstrengungen, aber mit dem billigeren Maschinengarn konnten sie nicht Schritt halten. 20, ja 30 Stück feines Garn mußten je nach der Marktlage für einen Taler abgegeben werden. Weil dabei kaum etwas verdient werden konnte, kam große Not über unser Dorf.

Einen Einblick in diese Dinge gewährt uns der Bericht des von der Regierung in das Elendsgebiet entsandten Regierungsrates Bitter. Er schildert zwar die Verhältnisse in Liemke und den Gemeinden um Verl, aber hier waren die Verhältnisse ähnlich.

„In kleinen, elenden Gemächern, von Rauch geschwärzt, ohne Hausrat, ohne irgendwelche Zeichen eines Besitzes, der auf ein mehreres als das bloße, nackte Leben hindeutet, erblickt man einen Kreis blasser Menschen, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder am Spinnrade sitzend, die Fäden von den Rocken durch die abgemagerten Hände ziehend. Wohl ihnen, wenn das Dach, das sich über ihrer Hütte breitet, sie vor Sturm und Regen schützt, wenn an Fenstern und Wänden, Balken und Gesimsen nicht wucherische Pilze hervorschießen, ein trauriges Zeichen ungesunder, widriger Feuchtigkeit. Vergebens sucht das Auge während der Mittagszeit nach dem Zeichen des notdürftigen Mahles, nach einem Brot, nach Kartoffeln. Nur in einem schmutzigen Winkel entdeckt man endlich einen bescheidenen Napf, in dem die Reste von Steckrüben und Wurzeln erkennbar sind. Bei meiner Anwesenheit in Sende vermochte ich kaum den Ekel zu überwinden, den Unreinlichkeit und Schmutz in den Speisen rechtfertigen. Ich kostete von dem Mittagmahle einer solchen Familie, welches aus einem Brei bestand, der von grünen Kartoffelblättern, einigen alten Bohnen und wenigem Braunkohl mit etwas Salz, ganz ohne Fett bereitet war. Man möge sich den Geschmack dieser elenden kraftlosen Speise denken. Fett kennen diese Leute nicht. Kaum daß sie mitunter ein Stückchen von einem Talglicht benutzen, um ihren Speisen einige Bindung zu geben. Kartoffeln und Brot sind im größeren Teil des Jahres unbekannt. Unter dem Sims Brett hängen einige Stücke Garn, und der karge Vorrat schlecht gereinigten Flachses, den ihnen die Garnmakler leihweise zu hohem Preise aufgedrungen haben. Ein Blick in die Kammer vermehrt die traurige Einsicht in die Lage dieser Unglücklichen. Kein Bett, nur in Brettern eingeschlagen und auf bloßer Erde, ein Lager von altem Stroh, Heide- und Ginsterkraut und Lumpen, ohne Decke, ohne Schutz vor der Kälte, die feucht aus der offenen Erde des Bodens aufsteigt. Hier und da fällt der Blick auf bleiche Gestalten, die, in ihre Lumpen gewickelt, vor Fieber, Frost und Kälte schauernd, sich in dem schlechten Lager ein Plätzchen zur Ruhe gesucht haben, wenn die Kraft ihres geschwächten Körpers zum Spinnen nicht mehr ausreicht. Fragt man jedoch, was eine Familie auf diese Weise durch das Spinnen verdient, so bleibt die Antwort freilich aus. Indes die Tatsache steht fest: Die Bevölkerung lebt, sie hungert zwar, aber sie lebt, und wengleich schlechte Nahrung, Krankheiten und Mangel eine große Zahl aus ihrer Mitte unvermerkt hinwegführt in die stille Ruhe des Grabes, im Großen und Ganzen ist aber eine Hungersnot mit ihren weiteren traurigen Folgen nicht vorhanden . . .“

„Um jene Feinheit des Gefühls in den Fingern zu erhalten, welche für diese feinsten Garne notwendig sind, schleifen sich die Spinner und Spinnerinnen nach der Feldarbeit, welche ihre Haut verhärtet hat, diese Haut soweit ab, daß sie die kaum bemerkbaren Unterschiede in der Feinheit in Obacht nehmen können. Wie wenig mögen diejenigen, die reich genug sind, solche feinen Gewebe zu tragen, daran denken, daß an ihnen Tränen des höchsten Elends und die Seufzer des dahinsterbenden Siechtums haften.“

Altes Senneland

aus den 1850er Jahren

Altes armseliges Senneland,
Heiße Erde in Sand und Sonnenbrand,
Dunkle dumpfe Kiefernwälder im feenen Heidezuge,
Krähen, krächzend im schwarzen Schwingenfluge.
Heid'kraut und Ginsterbüsche,
Moorige Gründe, gurgelnd in Ried und Rüsche –
Eintönig Tiefland, bis an die Höhen, die blauen Randes
Ferne her grüßen des Teutowaldes und Süderlandes.

Fensterlose Hütten stehen wetterschief,
Sechs Meter in die Breite, sechs Fuß tief,
Drinnen Mann und Weib und der Kinder hungrige sechs,
Keine Kartoffel im Felde, nur Kohl und Kürbengewächs,
Keine Kuh im Stall,
Und auf das Lager eines Siechen wetternachts der Tropfenfall.

Drüben auch
Kräuselt kein Herdfeuer überm Dach den bläulichen Rauch
Keine grüne Flur ringsum, nur verdorrte Felderfrucht,
Aber der Hunger, Hunger zwingt sie nicht zur Sucht,
Und die Kinder drängt es, halten sich weinend geschmiegt
an der Mutter Brust, die längst im Quelle versiegt.
Wie so stille doch das Land und schwer,
Und so düster mancher Blick, als wäre kein Wünschen mehr;
Und es wird den Mädchen doch auch einmal das Herz reg,
Und die Burschen wollen doch auch einmal ihren Weg . . .

Aber immer nur jedes geduckt auf seinem Stuhle,
Immer nur Spindel und Spule,
Jedes wie in finsternem Truze,
So in seinen Lumpen, rings in seinem Schmutze –
Mann, Weib und Kinder, das jüngste kaum fünf Jahr.
Aber doch so sonderbar;
Wie sich die Hände regen, als wär's nur ein Singspiel,
Hände, von Felbarbeit hart, und hier doch so fein im Gefühl,
Denn von den Singspielen ist gewaltfam abgeschleift
Die Haut, daß jedes Säbchen sich fein und fühlbar greift.

Immer so Spindel und Spule,
Und das Weib im Webestuhle,
Feines, feines Linnen webt sie, wunderfein,
Belgischer Battist als wie der Sonnenschein.
Und der Mann wirft manchmal ein Wort hinein:
„Hunger muß sein.
Arbeit und doch ein hartes Brot.
Und mit dem Siechtum wird's besser nach dem Tod.
Senne, Senne ist doch heil'ges Heimatland
Und der Herrgott hält uns alle, alle in seiner Hand . . .“

M A R G A R E T E W I N D H O R S T

Um der Not zu steuern, bildete sich in Paderborn ein Ausschuß aus angesehenen Männern, der in Aufrufen die Not der Gemeinden Stukenbrock und Hövelhof schilderte. Aus den eingegangenen Spenden wurde Flachs gekauft und unentgeltlich an die Leute verteilt, die für das Stück einen Spinnlohn von 1½ Silbergroschen erhielten. Das Garn wurde gewebt, die Leinwand verkauft und der Erlös wieder zum Besten der Armen verwandt. So begrüßenswert dies war, so konnte die Entwicklung dadurch doch nicht aufgehalten und der Not nicht durchgreifend gesteuert werden. Es war vielmehr erforderlich, sich auf einen neuen Erwerb umzustellen.

VON UNSEREN ZIEGELBÄCKERN

Das Spinnen war zum Erliegen gekommen. Einen Ersatz fand man nach dem Beispiel der lippischen Nachbargemeinden in der Ziegelbäckerei. Auch ging man — 1840 waren es 8 — nach Holland zum Mähen und Torfstechen. Im Jahre 1868, so berichtet die Gemeindefronik, zogen im Frühjahr mindestens 140 junge Leute als Ziegler in die Fremde.

Die Ziegelarbeit ist eine der schwersten und am wenigsten beliebten, namentlich weil sie in früheren Jahren noch ganz mit der Hand geleistet werden mußte. In den industriell weiter entwickelten Gegenden konnte man dafür keine Arbeitskräfte bekommen. Aber unsere fleißigen und anspruchlosen Menschen sahen darin einen Ausweg aus der Not.

Die Ziegeleibesitzer schlossen mit den Ziegelmeistern in Augustdorf und Oerlinghausen — auch Jäger im Bokelvenn war ein solcher — einen Kontrakt, und diese warben eine entsprechende Anzahl Arbeiter an.

Sobald im Frühjahr die Zugvögel zurückkehrten, wurde der „Pucken“ gerüstet mit Wäsche und Arbeitszeug, einem ganzen Schinken und einem gehörigen Rammn Speck, der für den ganzen Sommer ausreichen mußte. Beim Abschied hieß es: „Bleib gesund und komm gut wieder!“ Mit der schweren Last auf dem Rücken, meist aber per Achse, ging's nach Brackwede zur Bahn und von dort nach Hamburg, Leipzig, Frankfurt, Münster, ins Rheinland oder wohin man sich gerade verpflichtet hatte.

Auf der Ziegelei begann dann die harte Fron, wie es in einem von Hötger verfaßten Gedicht, das nur noch teilweise erhalten ist, heißt:

„Leute, die ihr mich tut fragen,
Ich will euch die Wahrheit nur sagen,
Wie es um den Ziegler steht,
Warum er in die Fremde geht.
Nicht die Arbeit, nur das Geld,
Ist es, das den Mut ihm stählt.
Viel Arbeit und wenig Lohn,
So war es damals in Ägypten schon.“

12 Stunden Arbeit ohne aufzublicken, mit kurzen Unterbrechungen für die Mahlzeiten, da war man am Ende mit seinen Kräften. Schwer hatte es besonders der Nachwuchs, der Zieglerjunge, der vielleicht zum ersten Mal mit auf Arbeit war: 12 Stunden Steine von der Presse abnehmen, je 2 in einem Griff, und sie auf die Karre setzen. Er mußte durchhalten, und mochten ihm Rücken und Knie auch schmerzen. Aber auch für den älteren Mann war das Los hart. Dazu kam die schlechte Unterkunft in nüchternen Wohnbaracken und das mehr als einseitige Essen. Man kochte gemeinsam in der „Kommunie“. Das Kochen übernahm meist ein jüngerer, der der schweren Arbeit noch nicht gewachsen war. Besonderer Kochunterricht war nicht erforderlich, es genügte des Wenige, das er seiner Mutter zu Hause abgeguckt hatte. Auf dem Küchenzettel erschienen Erbsen, Bohnen und Graupen in regelmäßiger Wiederkehr, abends Milch mit Reis.

Mit Beginn der kalten Jahreszeit ging's mit 90 bis 100 blanken Talern und mehr in der Tasche der Heimat zu. Auch die wurden nicht nutzlos vertan, höchstens daß man sich mal Abwechslung auf einem Zieglerball in Augustdorf oder Senne II gönnte. So kam ein Jahresverdienst zum andern, und mit 30 Jahren konnte man sich ein Stückchen Land kaufen und ein eigenes Häuschen bauen.

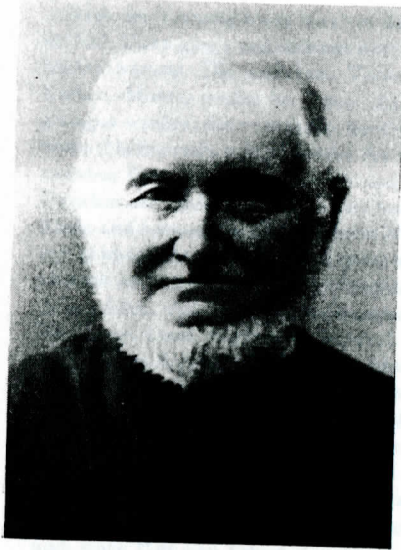
Auch im Winter saß man nicht müßig auf der Ofenbank. Dann ging's zum Bauern zum Dreschen und Häckselschneiden. Dafür bekam man das Essen und 60 Pfennig. Vereinzelt soll man auch in die Soester Börde zum Dreschen gegangen sein.

Um die Jahrhundertwende brachte der Aufbau einer vielseitigen Industrie in Bielefeld und Umgebung und die gewerbliche Entwicklung, die nach dem Bau einer Kunststraße und einer Bahnlinie von Bielefeld nach Paderborn auch in der Senne begann, Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten in der näheren Umgebung. Dadurch ließ die Ziegelgängerei allmählich nach und kam nach dem 1. Weltkrieg ganz zum Erliegen. Heute fahren rund 800 Stukenbrocker täglich nach Bielefeld, Brackwede, Windelsbleiche und andern Orten und 450 arbeiten in Stukenbrocker Betrieben.

DIE LEITER DER GEMEINDE

In der fürstbischöflichen Zeit gab es noch keine Selbstverwaltung der Gemeinde im heutigen Sinne. Der Vogt als fürstbischöflicher Beamter war Richter in geringfügigen Streitfällen und Verwalter der grundherrlichen Abgaben und Dienste. Daneben gab es gleichzeitig 2 Gemeindevorsteher zur Regelung und Überwachung der aus dem Gemeinbesitz erwachsenen Rechte, vor allem der Hudegerechtigkeiten.

Eine gemeindliche Selbstverwaltung gibt es erst seit der Franzosenzeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit nannte sich die Gemeinde Kommune und der Leiter Maire, in der preußischen Zeit bis zur Einführung der neuen Gemeindeordnung im Jahre 1844 Ortsbeamter, bis 1934 Vorsteher und seit dieser Zeit Bürgermeister.



51. Vorsteher Konrad Hachmann
genannt Eschen (1868-1901) †



52. Vorsteher Heinrich Kipshagen-
Lümmer (1907-34) †

Leiter der Gemeinde waren:

Joh. Heinr. Ferdinand Welschhof	
Joseph Kipshagen	1832
Amtsvoigt, Maire, Ortsbeamter bis	1833—35 Ortsbeamter
Johann Heinrich Garnkäufer	1835—46 Vorsteher
Antpöhler	1846—52 "
Lümmer	1852—57 "
Kipshagen	1857—61 "
Welschhof	1862—68 "
Konrad Hachmann, genannt Eschen	1868—01 "
Bernhard Dorenkamp	1901—07 "
Heinrich Kipshagen-Lümmer	1907—34 "
Ernst Bruelheide	1934—45 Bürgermeister
Heinrich Brechmann	1945—46 "
Joseph Brink	1946 bis jetzt "

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM

Da ging der Hochzeitbitter, den Hut mit bunten Bändern und einem großen papiernen Blumenstrauß geschmückt, zuvor von Haus zu Haus und lud Verwandte, Freunde, Nachbarn und Bekannte zur Hochzeit ein. Sein Spruch lautete:

„Ich komme hier geschritten,
Hätt' ich ein Pferd, so käm ich geritten,
Ich hab mein Pferd beim Hafer stehn,
Drum muß ich den Weg zu Fuße gehn.
Doch was nützt mir das Lügen und Jagen,
Ich will euch die Wahrheit nur sagen.
Es schickt mich her, der und der,
Weiß auch wohl wer.
Herr Bräutigam Jost Herm und Braut Kathrein
Sie laden ein, groß und klein,
Wie sie alle hier beisammen sein.
Sie lassen vielmals grüßen,
Und alle möchten Donnerstag in 8 Tagen
Bei Gastwirt X einkehren.
Da nehmet vorlieb mit Kaffee und Kuchen,
Semmel und Weißbrot, Wurst oder Stuten.
Wir haben geschrieben nach Paderborn — Neuhaus,
Es möchten kommen 24 Hornisten heraus.
Wenn die aber sollten nicht kommen,
So hätten wir die Kapelle Antpöhler genommen.
Wir haben auch geschrieben an den Rhein,
Es möchten kommen 24 Faß Wein.
Sollte uns auch der Wein betrügen,
Wollen wir uns mit Bier und Branntwein begnügen.
Hab ich meine Sache nicht gut gemacht,
so dank ich euch, daß ihr mich nicht habt ausgelacht.“

Nachdem er dann ein Schnäpschen eingesehen bekommen hatte, fuhr er fort:

„Ich sage meinen besten Dank,
Bis nächste Woche Donnerstag.“

Die Hochzeiten wurden meist am Donnerstag gefeiert, weil er als Glückstag galt. Am Tage vor der Hochzeit wurde der geschmückte Brautwagen unter Musikbegleitung und großem Hallo zum Hause des Bräutigams gefahren. Am Abend krachten die Böller, Töpfe und Flaschen zerbarsten an der Hausmauer. „Scherben bringen Glück.“ Mit dem „Poltern“ wollte man nach alter heidnischer Vorstellung die bösen Geister aus dem Hause treiben.

Nach der Trauung trank man vor der Kirche erst „einen“, den sogenannten „Husarenkaffee“. Dann ging's nach Kösters oder Peters Saal, wo schon Antpöhler mit seinen Musikanten wartete. Die gedeckten Tische bogen sich unter den Bergen von Kaffee und Kuchen. Mittags mußte bei Peters das Essen von der Küche zum Saal über die Straße getragen werden; der verträumte Sandweg kannte noch nicht das Rennen und Hasten von heute. Nachmittags gab es wieder Kaffee und Kuchen und abends Butterbrot; und dazwischen Bier und Schluck, Schluck und Bier, da konnte die Fröhlichkeit nicht ausbleiben. Zwischen den Mahlzeiten wurde der Saal ausgeräumt, und dann flogen die baumwollenen Röcke und kattunen Schürzen beim Walzer, Schottisch und der Polka. Zu Beginn führte der Hochzeitbitter die Schönen unter zierlichen Tanzschritten nach dem Menuett: „Als ich noch im Flügelkleide“, ihren Verehrern zu, die dann die Verpflichtung hatten, für sie zu bezahlen. Von den Gesamteinnahmen rechnete der Wirt einen gewissen Prozentsatz für sich ab. Einen möglichen Überschuß holte sich das Brautpaar am andern Tage ab.

Mit einem Galopp schloß die Hochzeitsfeier. Dann wurde das Brautpaar heimgeleitet. Jungen Burschen machte es ein Vergnügen, ihm einen Schabernack zu spielen, indem man Seile über den Weg spannte, um es zu Fall zu bringen.

Was machten die Brautleute zu Hause? Wir dürfen es ruhig verraten. Sie räumten ihre Kammer aus, die man ihnen vollgestellt hatte mit Pflug- und Wagenteilen, umgestülpter Karren und dergleichen. In das Bett hatte man ihnen Besen, Bürsten, Buschen, Waschkübel und dergl. gelegt, die für gewöhnlich nicht dahingehören, und zu allem Überfluß noch einen Pott voll Erbsen dazwischen geschüttet.

Die Bauernhochzeiten wurden auf den Höfen gefeiert, die sogenannten Gebehochzeiten. In ein großes, mitten auf der Dehle aufgestelltes Faß legten die Gäste, in Papier eingewickelt und mit Aufschrift versehen, ihr Geldgeschenk. Der Betrag wurde von dem Brautpaar genau zur Kenntnis genommen und dem Spender bei gleicher Gelegenheit mit „gleicher Münze“ heimgezahlt.

Nach der Trauung ging das Brautpaar durch die „Neien-Dür“ ins Haus. Beim Eintritt wurde ihm ein Schnaps eingeschenkt, den der Bräutigam antrank und die Braut leerte. Dann warf sie das leere Glas nach rückwärts über den Kopf. Aus den Scherben schloß man auf Glück und Kinderreichtum.

Zwei Feste gab es im Jahresablauf: die Stukenbrocker Kirmes und Pollhans. Die Kirmes war das Nationalfest und weit und breit bekannt. Die Anfänge gehen bis in die Zeit der Gründung der Kirche zu Anfang des 17. Jahrhunderts zurück, so daß sie über 300 Jahre alt ist. Im Lippischen bedangen sich die Knechte und Mägde aus, auf der Stukenbrocker Kirmes frei zu haben, und in Scharen ging es an diesem Tage nach Stukenbrock. Jäger im Bokelvenn soll noch bis in die Dunkelheit Pickert verkauft haben, „ellenlang für einen Groschen“. Die Buden standen an der Straße von der Kirche bis Steermann, das Karussell stand auf dem Grundstück daneben. Getanzt wurde auf Peters und Kösters Saal, auch wohl in einem Zelt. Dort gab es Honig- und Zuckerbier für wirkliche und angehende Bräute. Hoch ging es in Peters Kegelbahn her. Mancher Taler wurde dort ver-

wettet. Zur Kirmes gehörte eine zünftige Schlägerei, ohne diese wäre es keine rechte gewesen.

Aber nicht jeden Tag war Hochzeit und Kirmes. Sonst herrschte ein strenges Gesetz: „Du sollst dich quälen!“ Im Sommer mußte alles Korn mit der Sense geschnitten werden, und war es glücklich unter Dach und Fach, so fing das Dreschen an. Im Herbst mußte man schnell Saatgut haben. Da man bei Tage keine Zeit hatte, drusch man in der Nacht, in der Uchte. Schon um 2 oder 3 Uhr fing man beim Scheine des Öllämpchens an, um beim Hellwerden wieder seiner Tagesarbeit nachzugehen.

Das restliche Korn drusch man im Winter am Tage. Dann erklang von allen Tennen das Klippklapp der Dreschflegel. Eine lange Lage wurde angelegt, die Ähren etwas übereinander. Die Drescher, meist 3 bis 6, fingen an einer Ecke an, druschen hin und her, rauf und runter, immer fein im Takt. Dann wurde das Korn gewendet und wieder ging's rauf und runter, bis alle Körner ausgefallen waren. Dann wurde das Stroh mit der „Schüddegaffel“ aufgeschüttelt, das Korn beiseitegeschoben und eine neue Lage angelegt. Einmal vor- und einmal nachmittags wurde „einer“ eingeschüttet, und am Mittag und Abend stand der große Milchnapf mit Haferbrei auf dem Tisch; dann konnte man essen, eben wie ein Drescher. Was hatte man nun an dem ganzen langen Tage verdient? 60 bis 70 Pfennig. Da kann man sich denken, daß man den Groschen ein paarmal umdrehte, ehe man ihn ausgab.

Nach dem Dreschen mußte das Korn noch gereinigt werden. Das geschah mit der Wurf-schüppe, mit der man das Korn auf der großen Dehle fortschleuderte. Das gute, schwere Korn flog dabei am weitesten, während Kaff und Angeln schon bald zur Erde fielen. Später kam der Wann auf und darauf die Wannemühle. Was war die Welt doch schlau geworden! Und wenn die Altvordern erst unsere Dreschmaschinen, Selbstbinder oder gar die Mähdrescher sähen, sie kämen aus dem Verwundern nicht heraus.

Auch das Futter für das Vieh mußte mit der Hand auf der „Schneidelade“ geschnitten werden. So gabe es Arbeit in Menge. Und war dies beendet, so ging es in die Heide zum Plagen und Torfstechen und zum Holzschlagen in den Wald.

Das Geld mußte sauer verdient werden und war ein rarer Artikel. Darum hielt man es fest. Schulden wollte man nicht machen, denn die sitzen am Tisch und essen mit aus der Schüssel.

Für den Haushalt gab man nicht viel aus. Kartoffeln hatte man selbst, vielleicht auch das Korn. Das derbe Brot wurde selbst gebacken, an Feiertagen langte es auch zu einem Kuchen. Hülsenfrüchte, Gemüse usw. zog man in eigener Wirtschaft. Es wurde viel Pickert gebacken, aber zu Butter reichte es in den wenigsten Fällen. Fleisch und Wurst konnte man sich nicht jeden Tag leisten, auch nicht in den größeren Bauernhäusern. Alte Leute behaupten, Häuser, in denen man ein Schwein geschlachtet hätte, habe man an den zehn Fingern aufzählen können. Die Schinken hätte man womöglich noch verkauft, um bares Geld zu bekommen. Rüböl ließ man in der Ölmühle schlagen, und die weißen Zichorienwurzeln wurden würfelförmig geschnitten, im Ofen gebrannt und auf der „Sekurgen-

mühle“ gemahlen. Salz und Zucker und für den Feiertag ein Lot Kaffee holte man vom Händler. Zu Mittag aß man „Schillegästen“ (geschälte Gerste). Die Ausgaben für den Haushalt bestritt man hauptsächlich aus dem Verkauf von Butter und Eiern.

Für „Staat“ hatte man nicht viel Geld. Die Kleidung war deftig und kaum der Mode unterworfen. Die Männer trugen an Sonntagen zum Kirchengang den halblangen schwarzen Bratenrock, enge Hosen, bis oben zugeknöpfte Weste, ein schwarzseidenes Halstuch, einen umgeklappten weichen weißen Kragen und eine Schirmmütze, sonst den blauen Kittel. Die Kleidung der Frauen bestand aus dem langen wollenen oder baumwollenen Rock, der kattunen Schürze und einem großen wollenen Umschlagtuch.

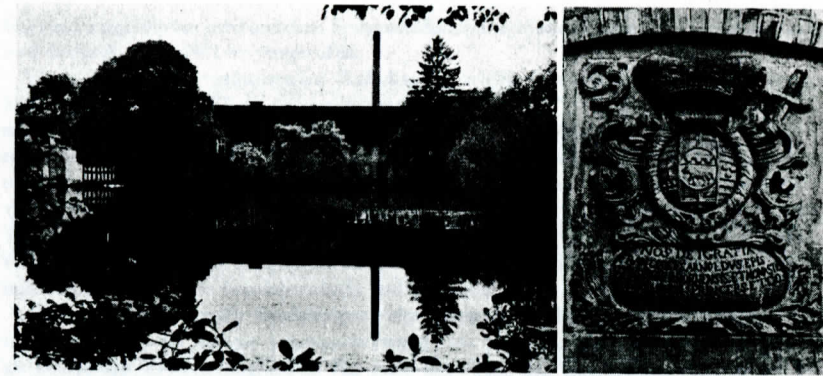
Das Leben damals verlief noch nicht im Eiltempo von heute. An den langen Herbst- und Winterabenden versammelten sich die Nachbarn abwechselnd in einer Stube zum Spinnen. Dabei sang man die alten Lieder oder erzählte sich beim dämmerigen Schein des Öllämpchens Geister- und Spukgeschichten. Dann bekam man das Gruseln und bekreuzigte sich. Trotz allem Christentum lebten noch viel heidnische Vorstellungen in den Köpfen unseres Landvolkes. Es gab Menschen, die sich in den Nachtseiten des Lebens gut auskannten. Ihnen war sicher schon einmal der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes nachts über den Weg gelaufen. Das Jahrhundert der Hexenprozesse war zwar vorbei, aber vereinzelt gab es auch damals noch Frauen mit dem „bösen Blick“, die die Milch in den Kühen ihrer Nachbarn stocken machen konnten. Seitdem das elektrische Licht in die dunkelsten Ecken des Hauses leuchtet, ist es mit dem Spuk vorbei.

Wir reden so viel von der guten alten Zeit. Ob sie immer gut gewesen ist? Die Alten, die sie noch erlebt haben, erinnern sich ihrer gern, aber auch sie wollen sie nicht immer loben. Sie bestreiten nicht, daß es heute besser zu leben ist.

IN DIE GEGENWART

Das 19. Jahrhundert leitete das Zeitalter des Verkehrs und der Industrie von heute ein auf Grund bahnbrechend neuer Erkenntnisse in Natur und Technik. Ganze Industriezentren entstanden und schöpften alle überschüssige Arbeitskraft ab. Die deutsche Bevölkerung wuchs allmählich von 20 Millionen um 1800 auf nahezu 70 Millionen von heute. Der allgemeine Wohlstand stieg in ungekanntem Maße; dadurch erfuhr das Leben bis in die kleinste Hütte eine wesentliche Bereicherung in Inhalt und Form. Auch unsere Landwirtschaft nutzte die neuen Erfindungen und Entdeckungen und konnte dadurch ihre Erträge um ein Vielfaches steigern. Wir, in diese Verhältnisse hineingeboren und mit ihnen aufgewachsen, sind uns der früheren Verhältnisse kaum noch bewußt. Wenn ein Mensch aus früheren Jahrhunderten wieder aufstände, würde er die Entwicklung der letzten 100 Jahre als revolutionär empfinden.

Auch unsere Gemeinde blieb von diesem Wandel nicht unberührt. Ganz anders als früher ist die berufliche Schichtung seiner heutigen Bevölkerung, in der Industriearbeiter, selbständige Handwerker und Kaufleute das Übergewicht haben. Anstatt des armseligen



53. Papierfabrik Steineberg, ältestes industrielles Unternehmen Stukenbrocks (1718) — 54. Wappen des Fürstbischofs Franz Arnold von Wolff-Metternich (1704-18) vor der Papierfabrik Steineberg

Bauerndorfes von früher zeigt unser Ortsbild in seiner schmucken, gepflegten Erscheinung sogar einen städtischen Einschlag. Dabei kam ihm allerdings seine verkehrsbegünstigte Lage im Brennpunkt dreier Städte: Bielefeld, Paderborn und Detmold zustatten, deren kulturelle Ausstrahlungen unverkennbar sind. Rege Handelsbeziehungen schwingen hin- und herüber, der eigentliche Arbeitsplatz für die werktätige Bevölkerung ist das industriereiche Bielefeld und seine Umgegend.

Das älteste Unternehmen Stukenbrocks ist die 1718 unter Fürstbischof Franz Arnold errichtete *Papierfabrik Steineberg*. Die 1817 mit einem Kostenaufwand von 5000 Taler von Welschmeier gegründete *Rasenbleiche* ging 1881 wieder ein. Im Jahre 1835 gründete der Rittergutsbesitzer Friedrich Ludwig Tenge von Niederbarkhausen bei Oerlinghausen, der im Jahre 1822 die privaten Besitzungen und Rechte des Rietberger Grafen erworben hatte, die *Dalbker Papierfabrik*. Infolge eines besonderen Glätteverfahrens wurde das dort hergestellte Papier, als die zu dieser Zeit erfundenen Stahlfedern in Gebrauch kamen, als besonders geeignet befunden und gern gekauft. Wichtiger war die 1839 von Tenge errichtete *Holter Hütte*, die das auch in Stukenbrock vorkommende Raseneisenerz verhüttete. Die Holter Ofen waren weit und breit bekannt. Sie war zu ihrer Zeit eine der bedeutendsten deutschen Hütten.

Das Jahr 1842 war für die Gemeinde insofern bedeutungsvoll, als sich Lippe dem im Jahre 1834 gegründeten *Deutschen Zollverein* anschloß. Die Gemeindecronik berichtet darüber folgendes:

„Dieses Jahr war für unsere Gemeinde merkwürdig wegen des Beitritts des Fürstentums Lippe zum Deutschen Zollverband. So vorteilhaft der Preußische Zollverband seit dem Jahre 1818 zur Erweiterung des Handels im preußischen Staate gewirkt hatte, war

selbiger doch für die Grenzbewohner, wozu unsere Gemeinde gehört, oft von üblen Folgen. Wegen der wohlfeileren Kolonialwaren im Fürstentum Lippe wurde mancher in unserer Gemeinde zu dem verderblichen Schmuggel gereizt, von den Grenzaufsehern ertappt und mit schweren Geld- und Gefängnisstrafen belegt. Mit dem Beitritt des Fürstentums Lippe zum großen Deutschen Zollverbande waren alle Hindernisse beseitigt, also ein großes Interesse für unsere Gemeinde.“

Ein wichtiges Ereignis für die Verkehrserschließung des gesamten Bielefelder Raumes brachte das Jahr 1847 mit der Eröffnung der *Köln-Mindener Eisenbahn*. Für Stukenbrock war Brackwede der nächste Bahnhof.

Das *Revolutionsjahr 1848* schlug seine Wellen auch in unsere einsame Gegend. Die Bauern der Grafschaft Rietberg hatten gegen Tenge einen Prozeß wegen Heimfallrechts und verschiedener Abgaben verloren. Darum zogen 2000 Unzufriedene nach Barkhausen, nahmen Tenge und seine Frau im Wagen nach Rietberg mit und zwangen ihn dort, ein Protokoll zu ihren Gunsten zu unterzeichnen. Tenge ließ hinter seinem Gefährt einen Wagen mit „Felsenbier“ herfahren, um seine „übermütigen Sieger“ damit zu traktieren und — zu entwaffnen. Der Chronist berichtet, Stukenbrock selbst habe sich in dieser Zeit „sehr charaktervoll“ benommen und an allen revolutionären Umtrieben keinen Anteil genommen. Grund zur Unzufriedenheit war schon vorhanden, hatten doch die aus

55. Eisengießerei Joseph Brechmann, gegründet 1877
„Beim Gießen“



England eingeführten mechanischen Spinnmaschinen das Handspinnen unlohndend gemacht und dadurch große Not hervorgerufen.

Einen bedeutenden industriellen Aufschwung erlebte Deutschland nach dem Kriege 1870/71. Im Jahre 1877, in der sogenannten „Gründerzeit“, errichtete Heinrich Brechmann von Burs Hofe, der vorher Formermeister auf der Holter Hütte gewesen war, eine eigene Eisengießerei, die jetzige *Eisengießerei Joseph Brechmann*. Es wurden zunächst nur gußeiserne Töpfe, Öfen (Hermannsöfen) und Herdplatten gegossen. Die Fabrikation von Ringofenarmaturen führte zu Geschäftsverbindungen im In- und Ausland. Seit einem Jahrzehnt etwa werden in der Hauptsache Massenartikel für fast alle Zweige der weiterverarbeitenden Industrie hergestellt, insbesondere Nähmaschinenteile, sowie Gegenstände und Maschinenteile für Landwirtschaft und Bergbau.

So bedeutsam heute die Beschäftigung der hiesigen Bevölkerung in der Industrie ist, so wenig fiel sie bis um die Jahrhundertwende ins Gewicht. Bis 1850 blieb bestimmend als zusätzliche Erwerbsmöglichkeit für viele Bewohner das Garnspinnen und später bis zum Ersten Weltkrieg die Ziegelgängerei.

Im Jahre 1878 wurde der hiesige *Männergesangsverein „Eintracht“* gegründet, dessen erster Dirigent der Lehrer J. Schulte war. Ihm folgten als Dirigenten die Hauptlehrer Liborius Kahmen und Fritz Koch. Eine neue Form der Geselligkeit zog damit ins Dorf ein. Die erste Vereinsfahne aus dem Jahre 1884 mit der Inschrift „Sind wir auch von der Arbeit müde, bleibt doch noch Kraft zu einem Liede“ ging bei dem Brande des Gasthofs Kösters im Jahre 1904 in Flammen auf.

Ein Ereignis, das den älteren Leuten noch in lebhafter Erinnerung ist, ereignete sich am 12. Juni 1880: Ein *Wolkenbruch* gelegentlich eines Gewitters auf der Forellsenne. Das Wasser überflutete das ganze Furlbachtal, beschädigte sämtliche Mühlen, riß alle Brücken weg und schwemmte viel fruchtbares Erdreich fort.

Eines der wichtigsten Ereignisse der neueren Zeit für unsern Ort war der Bau der jetzigen *Bundesstraße* im Jahre 1889. Dadurch trat Stukenbrock aus seiner Abgeschlossenheit heraus und bekam Verbindung mit der weiten Welt.

Die innere Senne war wegen ihres sumpfigen Bodens und der tiefen Bächtäler verkehrsfeindlich. Darum zogen sich Hellweg und Frankfurter Weg am Rande entlang. Mit der stärkeren Besiedlung bekamen auch die Wege im inneren Sennegebiet größere Bedeutung. Zunächst war es die Bielefelder Landstraße, die über Pollhans, Jägerkrug, Emskrug und Staumühle nach Lippspringe und Paderborn führte, aber das Gemeindegebiet nur am Rande streifte. An den schwierigen Bachübergängen lagen die alten Krüge und sorgten für Übernachtung und Vorspann. Auf ihm verkehrten die Postwagen und ritten die Postreiter von Bielefeld nach Paderborn. Heute, nach Abwanderung des Verkehrs, liegen die alten Krüge abseits und verträumt.

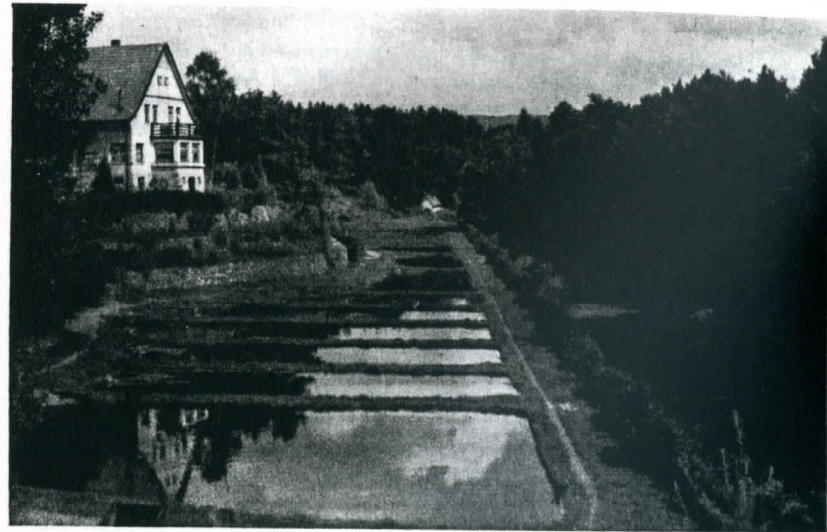
Eine größere Bedeutung für die Gemeinde erlangte der sogenannte Mittweg, weil er mitten durch die Senne führt. Auf der Senne ist er noch unter diesem Namen bekannt. Auch heißt er dort der „Deipe Weg“. Beim Forellhof ging er durch den Furlbach, erreichte

bei der Brinkschule die jetzige Bundesstraße, folgte dieser bis zur Wirtschaft Schnieder-
mann, ging dann hinter Brink her, überschritt auf Brockschmidts Hof den Ölbach und
erreichte über die Ottenheide und am Forthof vorbei den Hellweg und Oerlinghausen.
Ein anderer Arm verlief über den Brockhof nach Dalbke. Der Mittweg diente weniger
dem Durchgangsverkehr, sondern hatte nur lokale Bedeutung. Der Weg von Schnieder-
mann nach Mersch und weiter zur Kirche war früher nur ein Kirchweg und durch Pfähle
für den Fuhrwerksverkehr gesperrt. Im Jahre 1863 wurde der „bei Brockschmidts so sehr
beschwerliche Fahrweg zur Kirche umgelegt vor seinem Hofe her durch das Lehmenloch
direkt zur Kirche“. Mit dem „Lehmenloch“ ist vermutlich die Durchfahrt durch den
Ölbach bei Okenpöhler gemeint. Der Weg war in einem trostlosen Zustand. Von Brink
bis Brockschmidt befanden sich zu beiden Seiten mit Gebüsch bestandene Wälle. Im
Sommer erschwerten der Mahlsand und im Winter die Löcher und Pfützen das Weiter-
kommen. Eine kleine Fuhr zum Bahnhof Brackwede, dem nächsten Bahnhof nach der
Erbauung der Köln-Mindener Strecke, dauerte 10-12 Stunden. Wer keine größere Last
mitzunehmen hatte, ritt mit dem Pferde, im übrigen ging man zu Fuß. Vor einem Fuß-
marsch nach Paderborn und zurück machte man sich nicht bange. Das Reisen war noch
nicht in Mode wie heute, bei diesen Verhältnissen auch nicht angenehm.

Einen wirklichen Fortschritt bedeutete es darum für Stukenbrock, als auf Betreiben
des damaligen Landrats Jentzsch die heutige Bundesstraße gebaut wurde. Es zeigten sich
Bestrebungen, die die Straße lieber nicht durch das Dorf gehabt hätten, um die „Kujone“
(Landstreicher) fernzuhalten. Andererseits hat man die große Bedeutung doch erkannt.
Tenge, Gauksterdt und Brinkmann stellten ihren Grund und Boden unentgeltlich zur
Verfügung. Die übrigen Grundstücke wurden von der Gemeinde aus freiwilligen Beiträgen
angekauft, und die Gemeinde hat Jentzsch in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste
den aus freiwilligen Gaben aufgebrauchten Gedenkstein vor der Kirchscheule errichtet. Die
Straßenbaukosten übernahm der Kreis, die Provinz gab einen Zuschuß von 55 240 Mark.
Es dauerte jetzt nicht mehr lange, bis das erste „Flitzepee“ durchs Dorf fuhr, und als nun
gar der erste Wagen ohne Pferde durchs Dorf prustete, lief alles vor Verwunderung
auf die Straße, und es ward den Leuten klar, daß eine neue Zeit gekommen war.

Der neuen Straße stand die alte Schule im Wege. Die neue Schule, deren Baukosten
15 821 Mark betragen, wurde um einige Meter zurückgesetzt. Die alte Schule kaufte der
Kolon Gerhard Brinkmann für 970 Mark.

Nach dem Bau der Straße wurde im Jahre 1891 eine *Postagentur* hier eingerichtet.
Vorher hatte Stukenbrock einen Briefboten Siek, der die Post von Schloß-Holte holte.
Unterwegs fing er mit der Verteilung an und gab am Mittag bei der Schule den Kindern
den Rest mit. Im Kriege 1866 wurde Siek eingezogen, und sein Nachfolger konnte sich
in dem Gewirr der Namen und Nummern nicht zurechtfinden. Am Sonntag nach dem
Hochamt erklärte Peters dem Vorsteher Hachmann: „Die Leute bekommen ihre Post
nicht; Siek muß reklamiert werden.“ Nach 8 Tagen war Siek wieder zur Stelle. Soviel
geschrieben wie heute wurde früher nicht. Es war schon ein Ereignis, wenn vom Mann

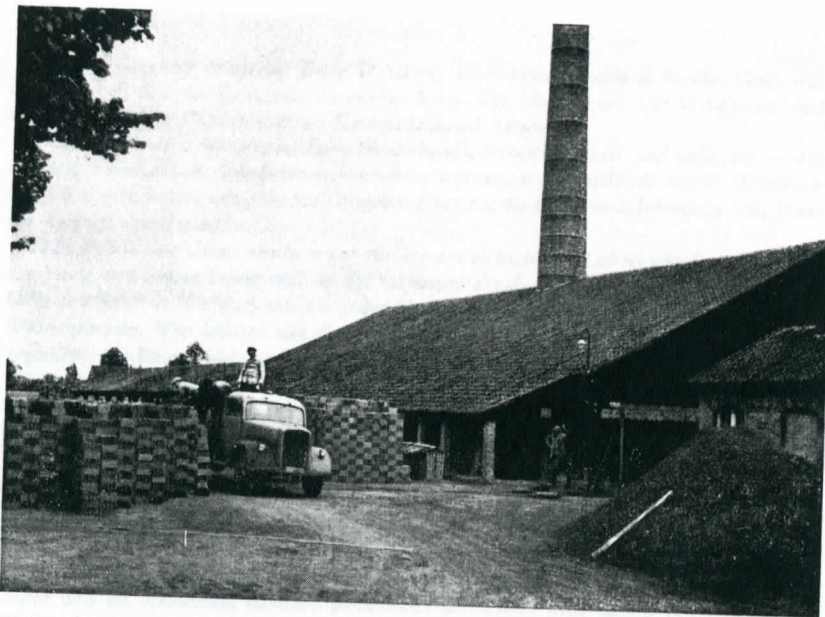


56. Forellenzucht „Hirschquellen“, gegründet 1933

auf der Ziegelei oder vom Sohn beim Militär ein Brief kam, und Zeitungen hielten nur
der Pastor, Welschof, der Vorsteher und Peters. Nach Einrichtung der Postagentur brachte
zunächst der alte Timmermann mit seinen klapprigen Pferden die Post von Paderborn,
und nach der Erbauung der Bahn Bielefeld—Paderborn im Jahre 1902 war wieder
Schloß-Holte Poststation.

Es fehlte nur noch die *Eisenbahn*. Gesprochen war davon schon lange. Die Fort-
schrittlichsten hatten sich sogar schon die Linienführung ausgedacht und den Platz, wo
der Bahnhof liegen sollte, während die ältere Generation weniger davon erbaut war.
Schon im Jahre 1847, bei der Erbauung der Köln-Mindener Strecke, war sie geplant und
zwei Jahre später vom preussischen Abgeordnetenhaus genehmigt worden, aber erst
1901/02 war es soweit. Ein Handelskammerbericht von 1851 sagt hierzu unter anderem:

„Es würde für die Bevölkerung der Senne eine unschätzbare Wohltat sein, wenn eine
Eisenbahn ihr Land durchschnitt. Denn gerade bei der Eigentümlichkeit der in dem-
selben bestehenden Zustände und Verhältnisse würde die Bahn die heilsamsten
Wirkungen haben. Durch die Anlage der Eisenbahn wäre es möglich, unbebautes Heide-
land zu kultivieren oder Fabrikanlagen, die noch bisher sehr vereinzelt sind, heran-
zuziehen. Eine Eisenbahn könnte der Senne auch Lebensmittel zuführen, ebenso Bauholz,
das in der dortigen Gegend ganz fehlt, und gleichzeitig den Bewohnern Gelegenheit
geben, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse nach den Städten zu bringen. Des weiteren
wäre ein Austausch von Arbeitskräften zwischen Stadt und Land möglich, und die all-



57. Ziegelei Heinrich Großekämper, gegründet 1935

jährlich wiederkehrenden Hungersnöte würden hierdurch eingeschränkt.“ 1856 hatte sich eine Aktiengesellschaft zum Bau der Bahnlinie gebildet, doch blieben alle Bemühungen, die erforderliche Summe von 1 Million Taler aufzubringen, ergebnislos, und die Gesellschaft ging wieder ein. Nach wie vor mußte der Bahnverkehr zwischen Bielefeld und Paderborn seinen Weg über Hamm nehmen. Erst im Jahre 1893 wurde der Plan, „welcher seit über 40 Jahren vergeblich betrieben worden“, wieder aufgenommen. Die Angelegenheit wurde um so dringender, als drei Jahre vorher der Militärübungsplatz Sennelager entstanden war. 1897 endlich war der Grunderwerb in den meisten Fällen vollzogen. Die Teilstrecke Brackwede—Schloß-Holte wurde schon Dezember 1901 dem Betrieb übergeben, und die Eröffnung der Strecke bis Paderborn erfolgte am 1. Juli 1902. Ob es wahr ist, daß die Linienführung über Stukenbrock an der ablehnenden Haltung seiner Bewohner gescheitert sein soll? Man würde es heute bedauern.

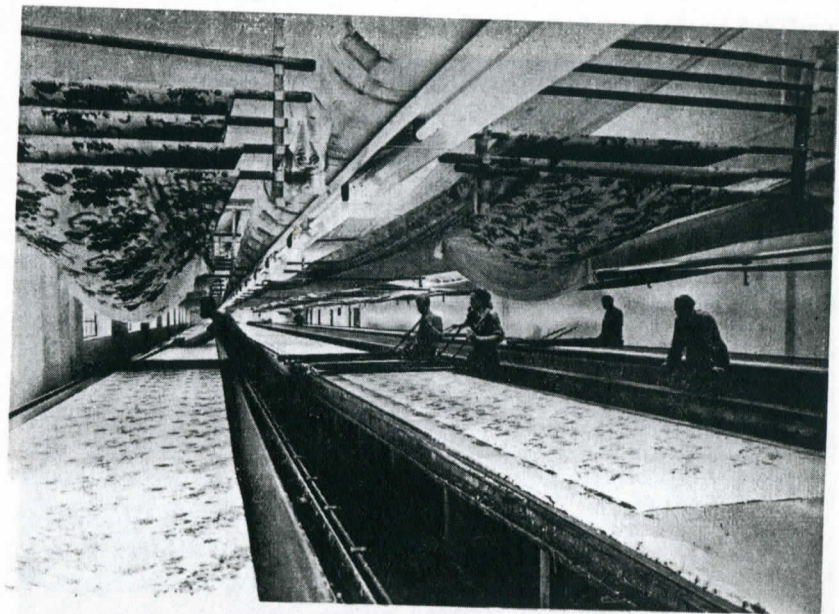
Die praktische Anwendung der neuen bodenchemischen Erkenntnisse, Verwendung des Kunstdüngers, bessere Bodenbearbeitung durch moderne Ackergeräte, Drainagen, Einführung von Maschinen, Saatgutveredelung und bessere Absatzmöglichkeiten nach Ausbau von Straße und Schiene führten zu einem bedeutenden Aufschwung der Landwirtschaft, und die höheren Erträge reizten zur Vergrößerung der Ackerfläche.

Zur Erfassung des landwirtschaftlichen Überschusses und gleichzeitig als Bezugsquelle der landwirtschaftlichen Bedürfnisse, wie Saatgut, Kraftfutter, Kunstdünger usw. wurde 1905 die *Bäuerliche Bezugs- und Absatzgenossenschaft* gegründet. Der 1. Vorsitzende war Joseph Brockschmidt, dem Theodor Welschhof folgte.

Als Ausdruck des steigenden Wohlstandes — auch die übrige Bevölkerung verdient gut — ist die auch im Jahre 1905 erfolgte Gründung der *Spar- und Darlehnskasse* anzusehen. Es bot sich eine bequeme Sparmöglichkeit, und das Geld kam als Kredit wieder dem Dorf zugute. Der 1. Rendant war der Hauptlehrer Liborius Kahmen, der 1924 sein Amt aus Altersrücksichten an Kaufmann Heinrich Peters abtrat.

In dieser Zeit änderte sich *das Bild der Gemeinde* allmählich. Manches neue Haus entstand jetzt, aber nicht mehr im alten Fachwerkstil, dazu war das Eichenholz zu knapp, sondern nach städtischem Vorbild im Steinbau. Zwar waren diese Häuser in vielen zweckmäßiger und in der Brandkasse billiger, aber das Dorf verlor doch allmählich viel von seinem guten alten Eigenwesen. Auch in der Kleidung richtete man sich immer mehr nach städtischem Vorbild. Selbst in der Sprache muß das alte Platt immer mehr dem Hochdeutschen weichen. Zwar sprechen die Alten unter sich noch Platt, aber mit ihren Kindern nur zu oft ein falsches Hochdeutsch. Wie lange wird es noch dauern, bis das schöne alte Platt verschwunden ist! Die Leute wissen meist nicht, was sie damit verlieren.

58. Stoffdruckerei und Färberei F. W. Lohmann, gegründet 1835, 1938 von Bielefeld nach Stukenbrock verlegt - „Blick in einen Handdrucksaal“



Wie ein Gewitter brach der *Erste Weltkrieg* über unser Vaterland herein. Hoch war der Blutzoll, den die Gemeinde zu zahlen hatte. Die Namen der 105 Gefallenen sind auf dem im Jahre 1926 errichteten Kriegerdenkmal verewigt.

Nach Revolution, wirtschaftlichem Niederbruch, Arbeitslosigkeit und Inflation, in der die Ersparnisse langer Friedenszeit vernichtet wurden, trat allmählich wieder Besserung ein. Da die Industrie der näheren Umgebung erweiterte Arbeitsmöglichkeiten bot, hörte die Ziegelgängerei ganz auf.

1926 wurde eine *Genossenschaft zur Anlage des elektrischen Lichtes* gegründet, die von der Pesag den Strom bezog und an die Genossen abgab. Der Hausanschluß kostete für Licht und Kraft je 300 Mark und für jeden Morgen 4 Mark. Der 1. Vorsitzende war Franz Röckinghausen. Wie wollten sich die alten Leute wundern! Was war das eine Lichtfülle gegenüber der Petroleumlampe, von der alten Rüböllampe ganz zu schweigen!

Das Jahr 1932 brachte neben der Gründung des *Schützenvereins* im Dorf — der Schützenverein auf der Senne besteht schon seit 1921 — und der *Freiwilligen Feuerwehr* den Bau des *Pfarrheims St. Michael*, das zum größten Teil aus freiwilligen Spenden und Leistungen errichtet wurde.

Am 11. September 1933 gründete der jetzige Fischzuchtoberrmeister Willy Lindhorst die *Forellenzucht „Hirschquellen“*, die sich zu einer der größten und modernsten ihrer Art in der Bundesrepublik entwickelt hat. Sie wurde 1942 als Lehrbetrieb und 1947 als Satzfishzucht staatlich anerkannt und zieht hauptsächlich die Regenbogenforelle für Zucht und als Speisefisch, daneben Bachforelle und Hecht zum Besatz von Bächen und Flüssen.

Einen bedeutenden industriellen Zuwachs erhielt die Gemeinde 1935 durch den Bau der *Ziegelei Heinrich Großekämper* und 1938 durch die Verlegung der bereits seit 1835 bestehenden *Stoffdruckerei und Färberei F. W. Lohmann* von Bielefeld nach hier. Die Firma beschäftigt ca. 300 Angestellte und Arbeiter und hat sich in den letzten Jahren zu einem der führenden Unternehmen in der Herstellung von Dekorationsstoffen emporgearbeitet mit einem bedeutenden Export nach europäischen und überseeischen Ländern.

1938 drang die Kunde ins Dorf, daß die Militärverwaltung zur *Vergrößerung des Truppenübungsplatzes* neben Haustenbeck, einem Teil von Hövelsenne und Augustdorf auch die Forellsenne bis zur Bundesstraße und bis zum Furl- und Bärenbach aufkaufen wolle. Wie blutete manchem das Herz, Heimat, Vätererbe, die Geborgenheit dörflicher Gemeinschaft und die Ruhestätte lieber Toter verlassen zu müssen! Was half's? Unerbittlich verlangte der Kriegsgott sein Recht. Nachstehend die Namen der umgesiedelten Familien und der Ort ihrer Umsiedlung:

Leopold Klöpfer	171	Lünen	Johannes Brummelte	183	Lipperreihe
Stall-Thorwesten	173	Senne II	Ww. Thorwesten	185	Neubeckum
Anton Plaßhenrich	178	Stukenbrock	Tobias Kesselmeier	186	Tessin, Mecklenb.
Heinrich Henrichs	177	Stukenbrock	Hansmeier	187	Staumühle
Wilhelm Exter	179	bei Lage	Hansmeier	189	Liemke
Wilhelm Hillbrink	181	ins Lippische	Heinrich Sieweke	191	Bokelvenn

Herm. Bohnensteffen	186	Stukenbrock	Johannes Brock		Hövelriege
Ww. Antrpöhler	197	Tessin, Mecklenb.	Wilhelm Bökamp	215	Hövelriege
Heinrich Plaßhenrich	200	Tessin, Mecklenb.	Heinrich Bökamp	216	Hövelriege
Josef Mersch	228	bei Soest	Wilhelm Müller	210	Hövelhof
Franz Auster	232	Senne II	Heinrich Auster	229	Elsen
Ww. Ewers	230	Hövelriege	Austermeier	231	Hövelhof
Jos. Aschoff	234	Stukenbrock	Joseph Plaß	236	Anreppen
Franz Lücke	234	Stukenbrock	Franz Röckinghausen	212	Mantinghausen
Aug. Becker	181	Augustdorf	Heinr. Bohnensteffen	229	Osterwieck-Harz
Franz Kamp	191	Lipperreihe	Friedrich Kirchhoff		Lipperreihe
Aug. Baune	193	Dreibäumen/Rhld.	Reineke		Hövelhof
Konrad Stall	194	Stukenbrock	Witwe Altmeier	95	Sende
Karl Block	195	Knochen/Driburg	Johann Jürgens	77	Hövelhof
Gerkens	205	Hövelriege	Konrad Bentler	224	Stukenbrock
Dirks-Deppenkamp	214	Sennelager	Christian Bentler	225	Stukenbrock

Einigen Familien, die sich nicht von der Senne trennen konnten, gelang es, ihr Besitz recht zu wahren. Besonders hart sind die getroffen, die verkauften oder enteignet wurden und in der Kriegszeit kein neues bäuerliches Besitztum fanden. Ihr Erlös ist in der Geldentwertung dahingeschwunden, und sie sitzen heute zum Teil als Pächter auf ihren früheren Höfen.

Dann kam der *Zweite Weltkrieg*, der wieder von Stukenbrocks Jugend seinen blutigen Zoll forderte. Der Tod von 98 Gefallenen ist beim Standesamt beurkundet. Die Allerheiligen 1945 eingeweihte Kriegergedächtniskapelle der Pfarrkirche hält die Namen der Gefallenen des Pfarrkirchbezirks fest.

59. 55 Jahre hütet Ferdinand Schreinerkasper schon die Schafe des Bauern Ferdinand Stall (Suren).



Von den kriegerischen Verheerungen ist unsere Gemeinde im wesentlichen verschont geblieben. Einige bei einem Luftkampf abgeworfene Bomben in der Nähe des Hofes Kruse haben keinen weiteren Schaden angerichtet. Als in den Märztagen des Jahres 1945 die Front immer näher rückte, wurden die Kriegsgefangenen des Lagers auf der Forellsenne im Fußmarsch über Oerlinghausen weiter nach Osten abbefördert. Nach der Bombardierung Paderborns am 27. März 1945 überflogen große Fliegergeschwader in niedriger Höhe unsern Ort. Die bange Erwartung der Bevölkerung steigerte sich immer mehr und erreichte ihren Höhepunkt, als nach dem Hochamt des 1. Ostertages (1. 4. 1945) das Eintreffen der amerikanischen Panzerspitzen unmittelbar erwartet wurde. Die geringen deutschen Kräfte zogen sich nach Augustdorf zurück. So fanden die von der Autobahn kommenden Panzer keinen Widerstand. Nur auf der Augustdorfer Straße kam es zu einigen Schießereien, bei denen ein amerikanischer Panzer mit der „Panzerfaust“ abgeschossen wurde und zwei deutsche Soldaten den Heldentod fanden. Die Amerikaner, wohl einen stärkeren Widerstand erwartend, rückten zunächst nicht weiter vor, sondern beschossen von hier Augustdorf und Oerlinghausen. Zum Glück für unsern Ort wurde das Feuer von dort nicht mit schweren Waffen erwidert. Die Gemeinde wurde, namentlich die Häuser in der Nähe der Durchgangsstraße, stark mit amerikanischen Truppen belegt. Diese benahmten sich der Bevölkerung gegenüber im allgemeinen taktvoll. Nur von den in der Fabrik Lohmann untergebrachten Negern wurde sie stark beunruhigt, so daß viele Frauen der dortigen Gegend des Nachts im Pastorat schliefen.

Schlimmer benahmten sich die zum Lager zurückgekehrten Gefangenen und Banden ausländischer Zivilarbeiter aus einem Lager in Augustdorf, die längere Zeit den ganzen Ort und die Umgegend, namentlich aber die Forellsenne, unsicher machten, so daß die Leute dort sich nicht in ihre Häuser wagen konnten. Raubend und plündernd durchzogen die Banden die Gegend und verbreiteten Angst und Schrecken. Mehrere Einwohner wurden ermordet, und die Achatiuskirche ausgeraubt, so daß der Gottesdienst im Sommer 1945 in der Scheune des Bauern Stall abgehalten werden mußte. Nur allmählich trat mit dem Abtransport der Gefangenen wieder Ruhe und Sicherheit ein.

1946 ging die Einwohnerzahl sprunghaft in die Höhe, als unsere vertriebenen ostdeutschen Brüder, ihrer geringen Habe beim Abtransport zum Teil noch wieder beraubt, vom Leid über ihre herzlose Vertreibung gezeichnet, hier eine neue Heimat suchten. Die Beschaffung des notwendigen Wohnraumes war eine fast unmögliche Aufgabe, war doch die Gemeinde schon stark mit Evakuierten aus den ausgebombten Städten des Westens belegt. Einen Einblick vermittelt uns die Volkszählung vom 30. 10. 1946, wo bei einer Gesamtzahl von 3869 Seelen 1278. Evakuierte und Ostvertriebene gezählt wurden. Dies zwang auch die Eingesessenen in den nicht zum Vermieten eingerichteten Häusern wohl oder übel noch enger zusammenzurücken. Doch traf die Wohnraumnot die Ostvertriebenen besonders schwer, die oft in großer Enge hausen mußten. Hinzu kam noch, daß notwendigste Gebrauchsgegenstände nicht zu kaufen waren, Tauschobjekte ihnen aber nicht zur Verfügung standen und Wohlfahrtseinrichtungen und Wirtschaftsamt nur mangel-



60. Naturschutzgebiet „Kipshagener Teiche“

hafte Hilfe leisten konnten. Zwar half die große Mehrzahl der Einheimischen ihnen nach Kräften, aber deren Möglichkeiten waren durch Krieg und Nachkriegszeit, Plünderungen und bereits geleistete Hilfe an die Ausgebombten zum Teil nur noch sehr beschränkt. Schwer lasteten vor allem die Winter 1946 und 1947 auf Ostvertriebenen und einheimischen Normalverbrauchern.

Nach der *Währungsreform* am 20. Juni 1948 trat allmählich Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein, und durch die Belebung der Wirtschaft wurden neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen.

Die *rege Bautätigkeit* — im Gemeindegebiet sind in der Nachkriegszeit bis jetzt 255 neue Häuser errichtet worden, davon 5 mit 33 Wohnungen durch die Gemeinde — hat die größte Wohnraumnot beseitigt, trotzdem sind noch große Anstrengungen erforderlich.

Im Ausbau der *Gemeindewege* sind beachtliche Erfolge erzielt, und im Jubiläumsjahr geht der *Bau einer neuen Schule* seiner Vollendung entgegen.

Nach den schweren Jahren der Kriegs- und Nachkriegszeit blickt unser Dorf vertrauensvoll in die Zukunft. Möchten die am 29. August 1948 geweihten *neuen Glocken* ihre ehernen Stimmen stets als Künderin des Friedens über die heimatlichen Gefilde erschallen lassen!

HAUSINSCHRIFTEN

Stukenbrock hat noch eine Reihe alter Fachwerkhäuser, die meist von einem Kranz alter Eichen umgeben sind. Die ältesten sind Welschofs Scheune (die frühere Vogtei) aus dem Jahre 1554 und der im Jahre 1595 von Meister Esser erbaute Hof Schröder, das jetzige Pastorat. Die Häuser sind durchweg Vierständer-Häuser und stehen in Nordsüdrichtung, so daß die Dehltür nach Norden oder Süden zeigt. Die schrägen Dachseiten bieten dem Wind nicht so große Angriffsflächen.

Auf dem Balken der sogenannten „Neiendür“ steht neben den Namen der Erbauer, dem Baujahr und dem Namen des Baumeisters manch sinniger Spruch. Unsere Altvordern setzten sie als Haussegen über den Eingang. Meist sind sie religiöser Natur und geben Zeugnis von gläubigem Sinn, starkem Gottvertrauen und kindlicher Frömmigkeit, so die folgenden:

IM NAHMEN DER ALLERHEILIGSTEN DREIFALTIGKEIT HABEN WIR DIESES HAUS GEBAUT.
(Dorenkamp, 1787)

WER SICH AUF GOT VERTRAUWET, HAT WOL GEBAWET IM HIMMEL UND AUF ERDEN.
(Humann, 1663)

WENN DER HERR DAS HAUS NICHT BAUET, SO ARBEITEN UMSONST, DIE ES LASSEN BAUEN!
(Kipschagen, 1777)

HERR SEGNE DIESES HAUS MIT DEINER STARKEN HAND UND FÜHRE DIE BEWOHNER EINST INS SELGÉ VATERLAND!
(Forell, 1800)

GIB GROSSER GOT, IN DIESEM HAUS DEM DER DA GEHET EIN UND AUS. HIER GLÜCK UND DORT ZUFRIEDENHEIT DAS WÜNSCHE ICH IN EWIGKEIT.
(Ewers, 1801)

IN GOTTES NAHMEN GEH ICH AUS REGIERE GOT MEIN GANTZES HAUS! DIE HAUSFRAU UND DIE KINDER LAS SIE GOT BEFOHLEN SEIN!
(Gerkens, 1655)

ICH STEH IN GOTTES HANDT SO MICH BESCHÜTZET FÜR FEUER UNDT BRANDT.
(Schreiner Brechmann, 1733)

AUS GOTTES SEGEN STEHE HIER FEWR UNGLÜCK BOSSHEIT WEICHT MIER!
(Brink, 1742)

GOTTES GÜHTE UND STARKE HAND BEHÜTE MICH VOR FEWER UND BRANDT!
(Brink, 1742)

Auch die Heiligen werden um den Schutz des Hauses gebeten, besonders die hl. Agatha, die Beschützerin gegen Feuersbrunst:

S AGATHA MIT DEINER HAND BESCHÜTZE DIESES HAUS FÜR FEUER UND BRAND!
(Hachmann 1788)

Daneben Maria:

MARIA UNSER PATRONINNE SEI DIESEM HAUS BESCHÜTZERINNE.
(Brink Nr. 146, 1802)

MARIA AGATHA SCHÜTZEN MICH! DU MIR ZU SCHADEN HÜTE DICH!
(Brink, 1742)

WOLL GEBAUET STARCK GETRAUET AUF GOT MARIA UND AGATHA!
(Brink, 1742)

Über den Türen der Pferdeställe finden sich oft die Buchstaben C M B, die Abkürzungen des „Christus mansionem benedicat“ = Christus möge diese Behausung segnen, vom Volke irrtümlich als Caspar, Melchior und Balthasar gedeutet.

Das Schicksal des Hauses wird in manchen Sprüchen überliefert:

ANNO 1799 AM 20TEN OCTOBER SANK ICH IN FLAMMEN NIEDER, ANNO 1800 AM 27TEN IM MAY ERHOBEN NEU MICH WIEDER CONRAD FORELL UND ANNA MARIA LÜMMER.
(Forell)

Der Humor kommt zu seinem Recht:

DER FROMME UND GERECHTE KEHRE EIN ZU MIR. LOBE DIENE UND PREISE GOTT MIT MIR. DER GOTTLOSE BLEIBE WEIT VON HIER UND TRET NICHT IN MEINE THÜR! SO SEI WILLKOMMEN MEIN LIEBER GAST! WENN DU GELD IM BEUTEL HAST! HABEST DU KEIN HELLER, SO LASE MICH MEIN BIER IM KELLER!
(Jägerkrüger 1755)

Vor dem im Ersten Weltkrieg abgebrannten Hause des Gerdeshofes schob ein Hase einen Fuchs auf einer Schiebkarre mit dem Spruch:

SEINE FEINDE SOLL MAN LIEBEN UND SIE AUF KARREN SCHIEBEN!

Der Vogt Welschhof wählte 1728 für den Eckernkrug die Inschrift:

DIESS HAUS STARCK GESTÄNDERT LASS GANTZ OHNGEÄNDERT
ÜBERALL WOLL FORMIRT GOTT SEGNE ES WOLLGEZIERT
NICHTS OHNE URSACHEN GESETZT
LASS SO SONST WIRDTS VERLETZET.

Lateinische Weisheit spricht aus folgenden:

PAX INTRANTIBUS SALUS EXEUNTIBUS DER EINGANG UND AUSGANG
O GOT LASSE DIR GEFALLEN SEIN!
(Humann 1663)

SOLI DEO GLORIA = Gott allein die Ehr.
(Timmermeister 1822)

QUELLENVERZEICHNIS

GEDRUCKTE QUELLEN

- Erhard, Heinr.-Aug.: Die Quellen der Geschichte Westfalens. 1. Bd. Nr. 289.
Westfälisches Urkundenbuch 3 Nr. 1061, 1128, 1129, 1130.
Rosenkranz, G. J.: „Die Stukenbrocker Senne“ in Zeitschrift für Vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 11, S. 345 ff.
Schirrmann, R.: „Unsere Senne“, Altena 1928.
Maasjost, L.: „Landschaftscharakter und Landschaftsgliederung der Senne“, Emsdetten 1933.
Bessen: „Geschichte des Bistums Paderborn“, Paderborn 1820.
Ortmann, B.: „Aus der Vorgeschichte des Paderborner Landes“, „Warte“, 4. Jahrg. 1936, Nr. 7, 9.
Gerlach: „Der Archidiakonats Lemgo“.
Butterweck: „Geschichte der lippischen Landeskirche“, Schötmar 1926.
Jeillinghaus: „Westfälische Ortsnamen“.
Seiberts, Joh. Suibert: „Die Quellen der Westfälischen Geschichte“, 2. Bd.
Sprenger, Hans: „Haustenbeck“, Detmold 1939.
Schmidt, H.: „Über das europäische Sommerfieber“.
Schniedertüns, Ph.: „Hövelhof“, Paderborn 1952.
Pollkläsemer, G.: „Die Jagdverhältnisse der Senne“ in „Unsere Senne“.

UNGEDRUCKTE QUELLEN

- Staatsarchiv Münster: Fürstentum Paderborn.
Ämterrechnungen, Amt Neuhaus, Geldrechnungen.
Paderborner Hofkammer.
Akten Generalvikariat: Handschriften VIII.
Stukenbrock I und II.
Pfarrarchiv
Archiv Welschhof und Bokelmeier Stukenbrock
Gemeindechronik Stukenbrock
Antpöhler, Vorsteher von 1846—52: Aufzeichnungen.
Küstermann: „Geschichte von Augustdorf“.

BILDER:

- Abb. Nr. 1, 5, 12, 20, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 39, 40, 41, 42, 43,
44, 45, 51, 53, 55 von Fotograf Altemeier, Hövelriege.
Abb. Nr. 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 26, 36, 37, 38, 42,
46, 49, 50 von Johannes Stiewe, Stukenbrock.
Abb. Nr. 21, 23, 56 von Franz Wickermeier, Stukenbrock.
Abb. Nr. 6, 24 von Leopold Brechmann, Stukenbrock.
Der Rest von verschiedenen.